Wichner-Abend
am 17. Juli 2014 in Bludenz
Dokumentation

Detlev Gamon

Wichner-Abend
am 17. Juli 2014 in Bludenz

Dokumentation

Mit Beiträgen von:
Thomas Gamon
Gerhard Ganahl
Mandi Katzenmayer
Carmen Reiter
Martin Vallaster

Hüttendorf (Erste Auflage 2015)
Zweite Auflage 2017

Impressum:

Detlev Gamon (Hrsg.): Wichner-Abend am 17. Juli 2014 in Bludenz. Dokumentation. Mit Beiträgen von Thomas Gamon, Gerhard Ganahl, Mandi Katzenmayer, Carmen Reiter und Martin Vallaster. Hüttendorf, Selbstverlag, 2017.

Herstellung: Riedldruck Ges.m.b.H., Auersthal.
© Das Kopieren und Verbreiten dieses Werkes ist erlaubt.
ISBN: 978-3-9503371-7-4

Adresse des Herausgebers:

Detlev Gamon
Obere Landstraße 103
2130 Hüttendorf
Mail: gamon@aon.at

Umschlagbild: Josef Wichner, nach einem Gemälde von Mina Forster, 1907, Museum der Stadt Bludenz.

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort des Bürgermeisters der Stadt Bludenz 5
Vorwort des Herausgebers 7
Begrüßung durch Bürgermeister Mandi Katzenmayer...11
Musik von FLUTAR 13
Der Bludenzer Volksschriftsteller Josef Wichner.....15
Einbegleitung zur Lesung und den Texten 17
Texte aus dem Roman „Im Schneckenhause“.....21
Ich komme zur Welt 21
Die Eva will die soziale Frage lösen 30
Der Buckel unterhält sich auch allein 35
Ich soll ein Student werden 42
Texte aus dem Roman „Im Studierstädtlein“ 45
Ich komme ins Studierstädtlein 45
Ich lerne den engeren Schauplatz 49
Woraus der Leser ersehen kann 53
Geschichten aus „Vom Arlberg zum Bodensee“ 57
Ein armer Esser 59
Vom Sie zum Du 68
Von den Spitznamen..... 71
Nachwort 75
ANHANG 79
A 1: Verzeichnis der gelesenen Texte..... 81
A 2: Das Programm der „Wichner-Lesung“ 83
A 3: Auszug aus dem Medienspiegel..... 85
In: Mitteilungen. Nr. 3, 2014, S. 12-13..... 90
A 4: Zu: „Vom Arlberg zum Bodensee“..... 91
ABBILDUNGSVERZEICHNIS..... 93
LITERATURVERZEICHNIS 95

Josef Wichner um 1898.

Mandi Katzenmayer

Vorwort des Bürgermeisters der Stadt Bludenz

Mandi Katzenmayer.

Liebe Wichnerfreunde,

als Bürgermeister der Stadt Bludenz ist es mir ein Anliegen, den Bludenzer Dichter und Volksschriftsteller Josef Wichner wieder ein wenig aufleben zu lassen. Ich glaube, mit der Lesung am 17. Juli 2014 im Bludenzer Eichamt ist uns dies gelungen. Thomas Gamon hat aus den Wichner-Büchern „Im Schneckenhause“, „Im Studierstädtlein“ und „Vom Arlberg zum Bodensee“ gelesen und so einen Einblick in das Leben Wichners gegeben. Es waren Geschichten aus seinem Leben und von den Menschen in Bludenz.

Weitere Initiativen sollen nun folgen. Die Wichnerhauptschule wurde im Zuge der Einführung der Mittelschule nicht mehr Wichnerhauptschule genannt. Das können wir jederzeit wieder ändern. Ich möchte schon Anfang nächsten Jahres die Beschriftung Josef Wichner Mittelschule am Gebäude anbringen lassen und so

wieder das Bewusstsein für einen Bludenzer Dichter neu wecken. Auch kann ich mir vorstellen, Lesungen in der Schul-Bibliothek zu veranstalten oder einen Literatur-Workshop auf die Beine zu stellen.

Die Wichner-Geburtshaus-Gedenktafel ist ebenfalls im Bludenzer Rathaus gelagert und auch diese könnte an einem geeigneten Platz angebracht werden. Ebenso könnte man in der Mühlgasse 19 (dort hat Wichner auch gewohnt) eine Tafel anbringen lassen.

Im Stadtarchiv Bludenz ist der Wichner-Nachlass abgelegt und kann jederzeit gesichtet werden – darin gibt es einige interessante Manuskripte, Briefe, Fotos und handschriftliche Aufzeichnungen.

Mit diesen kleinen Aktionen wird der Bludenzer Volksschriftsteller wieder ein wenig in Erinnerung gebracht und so ein Stück Bludenzer Geschichte sichtbar gemacht.

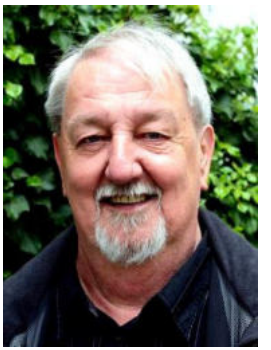
Ich freue mich, dass diese Broschüre erscheint. Ich danke Detlev Gamon für seine Bemühungen und wünsche allen Wichner-Interessierten viel Freude beim Recherchieren und der Aufarbeitung der Geschichte von Josef Wichner und seiner Zeit.

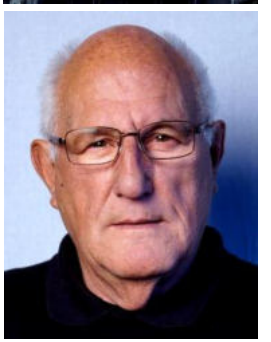
Ihr Bürgermeister

Mandi Katzenmayer

Detlev Gamon

Vorwort des Herausgebers





Bei der Jahreshauptversammlung des Geschichtsvereins Region Bludenz am 5. April 2014 haben die Herrn Werner Hämmerle und Werner Schwarz mahnend das Wort ergriffen, den Bludenzer Schriftsteller Josef Wichner nicht gänzlich zu vergessen (Foto oben: Werner Hämmerle; darunter: Werner Schwarz).
Thomas Gamon hat nach der „Sitzung“ diese Anregung spontan aufgegriffen und angeboten, bei einer „Wichner-Lesung“ die Texte vorzutragen. Damit war ein wesentlicher Grundstein zu dieser Veranstaltung gelegt.

Frau Carmen Reiter hat gleich mit den Vorbereitungen begonnen und der Bürgermeister der Stadt Bludenz, Herr Mandi Katzenmayer, hat das Projekt begeistert unterstützt, und sie hat auch wesentlich zum Gelingen dieser Dokumentation beigetragen.

Die Wahl des Veranstaltungsortes, das für diese Zwecke sehr gut geeignete Lokal „Eichamt“ in Bludenz, und die Bestellung der für den Anlaß passenden Musik, waren weitere Beiträge der Stadt Bludenz zum Gelingen der Gedenkveranstaltung.

Detlev Gamon, Thomas Gamon und Mandi Katzenmayer.

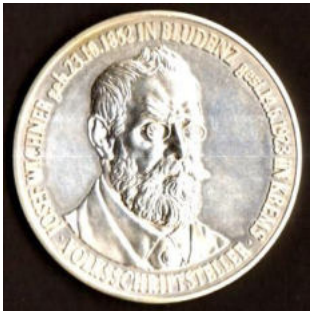
Es war dies seit langer Zeit wieder eine Ehrenbezeugung für den großen Vorarlberger Volksschriftsteller. Die letzte große Ehrung in Vorarlberg erfuhr Josef Wichner, als der Franz-Michael-Felder-Verein in Bregenz die drei berühmten biographischen Werke Josef Wichners „Im Schneckenhause“, „Im Studierstädlein“ und „An der Hochschule“ (1985 bis 1993) neu herausgab.

Etwa zur selben Zeit (1987) hat die „Gesellschaft Vorarlberger Münzfreunde“ (GVM) zwei Wichner-Medaillen, eine in Silber und eine in Bronze, prägen lassen.

Als Anerkennung für den Lesebeitrag überreichte der Bürgermeister im Namen der Stadt Bludenz an Thomas Gamon eine Wichner-Medaille in Silber.

Die Medaillen zeigen auf der einen Seite ein Brustbild Josef Wichners nach rechts, umrahmt von einem Schriftzug mit den Worten:

„JOSEF WICHNER geb. 23.10.1852 IN BLUDENZ gest. 14.6.1923 IN KREMS“, unten: „VOLKSSCHRIFTSTELLER“.



Wichner-Medaille (1).

Auf der anderen Seite ist eine Stadtansicht von Bludenz zu sehen. Text oben „BLUDENZ um 1890“, unten „GVM 1987“.

Die künstlerische Bearbeitung erfolgte durch Gerhard Werner, Graz. Der Durchmesser der Medaillen beträgt 50 mm.

Wichner-Medaille (2).

Die Silbermedaille (Silber 900/1000) wiegt 64,25 Gramm, die Bronzemedaille 48,93 Gramm. Von den Silbermedaillen wurden 100 Stück, von den Bronzemedaillen 70 Stück geprägt.

Dank

Besonderer Dank gebührt neben der Stadtgemeinde Bludenz für die Ausrichtung der Lesung, Herrn Thomas Gamon und Frau Carmen Reiter für die Organisation und Herrn Werner Hämmerle für die Korrekturen. Auch den vielen anderen, hier namentlich ungenannten Helfern, herzlichen Dank!

An der Lesung nahmen rund 40 Personen teil. Sie lauschten den Vorträgen und den Klängen der Musik.

Besucher bei der Lesung am 17. Juli 2014.

Begrüßung durch Bürgermeister Mandi Katzenmayer

Als Bürgermeister der Stadt Bludenz heiße ich Sie im Bludenzer Eichamt herzlich zu unserer „Wichner-Lesung“ willkommen.

Thomas Gamon und Mandi Katzenmayer.

Diese Lesung kam auf Initiative von Detlev Gamon zustande. Er ist gebürtiger Bludenzer und lebt jetzt in Niederösterreich. Ich glaube, ich darf sagen, dass er

„Wichner“-infiziert ist. Obwohl der Dichter Josef Wichner schon ein wenig in Vergessenheit geraten ist, können wir mit dieser Lesung vielleicht einen ersten Wichner-„Wiederbelebungsversuch“ starten. Und wir werden versuchen – das verspreche ich – den Namen Josef Wichner wieder in den Schulnamen aufzunehmen.

Thomas Gamon hat sich in dankenswerter Weise bereit erklärt, aus den Werken „Vom Arlberg zum Bodensee“, „Im Schneckenhause“ und „Im Studierstädtlein“ zu lesen.

Diese Geschichten sind Momentaufnahmen vom Leben und den Menschen um 1900 in der Stadt Bludenz.

Vielen Dank auch für die musikalische Umrahmung an FLUTAR - Gerhard Ganahl und Martin Vallaster.

Bludenz um 1900.

Musik von FLUTAR

Gerhard Ganahl, Martin Vallaster und Thomas Gamon.

Das Musiker-Duo FLUTAR umrahmte die Veranstaltung mit folgenden Musik-Beiträgen:

1. *Urmas Sisask – Krebs*
2. *Eduardo Martin – Laberinto*
3. *Eduardo Martin – Amaneceres*
4. *Valdo Preema – Sincerely*
5. *Marcelo Coronel – Arena*
6. *Jim ten Boske – Leave something unexplained*

FLUTAR - die Musiker

Martin Vallaster (FLUtes) - Lehrbefähigung und Konzertdiplom an der Musikhochschule Graz bei Prof. Gottfried Hechtl.

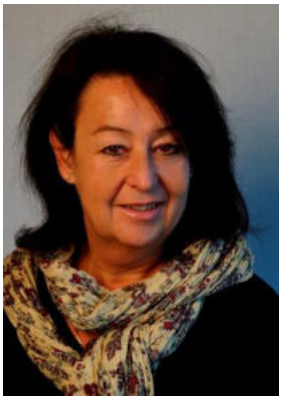
Gerhard Ganahl (guiTAR) - Lehrbefähigung an der Musikhochschule Mozarteum-Salzburg bei Prof. Dr. Robert Wolff.

Seit 1990 arbeiten die beiden Musiker Martin Vallaster und Gerhard Ganahl im Duo zusammen. FLUTAR hat sich in seinen vielfältigen meist thematisch strukturierten Programmen auf „ZEIT-GENÜSS-LICHE“ Musik des 20. und 21. Jahrhunderts, die von den Kulturen verschiedener Kontinente geprägt ist, spezialisiert.

FLUTAR

Gerhard Ganahl
Gufer 65
A - 6708 BRAND
Handy: 0699-18259979
gerhard.ganahl@cable.vol.at
Homepage: www.fluteguitar.net

Carmen Reiter



Der Bludenzer Volksschriftsteller Josef Wichner - Biographie

Schon ein wenig in Vergessenheit geraten war der Bludenzer Volksschriftsteller Josef Wichner.

Die Wichnerstraße in Bludenz ist wohl nach ihm benannt – schade ist jedoch, dass sein Geburtshaus abgebrochen wurde, und die „Neue Mittelschule“ soll nun bald wieder den Namen „Wichner“ tragen.

Das Gedicht am Anfang spiegelt die Kindheit Josef Wichners wieder. Er wurde am 23. Oktober 1852 in Bludenz in ärmlichen Verhältnissen geboren. Früh verlor er seine Eltern, und die beiden ebenfalls bitter armen Basen „Eva“[1] und „Senza“[2] ersetzten ihm Vater und Mutter.

In der Schule erkannten die Lehrer schon bald sein Talent. Der damalige Hilfspfarrer Kobald drängte darauf, Wichner studieren zu lassen.

Das Gymnasium in Feldkirch absolvierte er mit Auszeichnung. Im Herbst 1872 trat er aus Geldmangel – und es war auch der Wunsch seiner Ziehmutter Eva – in das Priesterseminar zu Brixen ein. Dann merkte er, dass er für den geistlichen Beruf nicht geschaffen war. 1875 schrieb sich Josef Wichner an der Universität Innsbruck

ein, wo er 1878 das Studium abschloss. Es waren schwere und entbehrungsreiche Studienjahre, die Wichner nun hinter sich hatte. Er bekam eine Stelle als Hilfslehrer im Gymnasium in Feldkirch.

1880 wurde er als Professor an das Gymnasium Krems berufen. Noch im Sommer des gleichen Jahres heiratete er Maria Mathiasch, Tochter eines Gutsverwalters in Niederösterreich.

Neben seinen Aufgaben als Professor zeigte sich bald seine schriftstellerische Begabung. Als er 1908 in den Ruhestand trat, konnte er sich ganz seiner dichterischen Arbeit widmen.

Seine bekanntesten Werke sind „Im Schneckenhause“, „Im Studierstädtlein“, „An der Hochschule“ und „Vom Arlberg zum Bodensee“. Er spricht in seinen Werken immer wieder von der Liebe zu seiner Heimatstadt. Bei seinen Besuchen 1922 und 1923 in Vorarlberg wurde Wichner wie ein Star gefeiert. 1922 verlieh ihm die Stadt Bludenz die Ehrenbürgerschaft.

Kurz nach seinem letzten Besuch im Ländle starb Josef Wichner am 14. Juni 1923 in Krems an der Donau. Dort ruht der Dichter an der Seite seiner Frau, Marie Wichner, in einem Ehrengrab.

---

1) Maria Genoveva Vaplon, „Mutter Eva“ (27.4.1824 - 6.8.1892).

2) Maria Kreszentia Vaplon, “Stumme Senza” (23.2.1827 - 6.10.1889).

Thomas Gamon

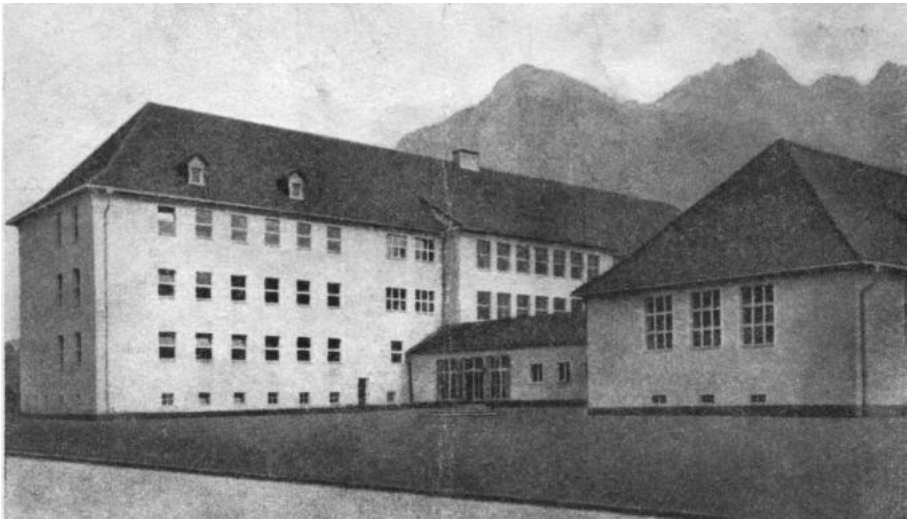
Einbegleitung zur Lesung und den Texten

Erste Erlebnisse mit Josef Wichner hatte ich schon in der Volksschulzeit und zwar durch das „Vorarlberger Lesebuch“. Die Geschichten in dem Buch habe ich alle verschlungen und seither ist mir Wichner als Autor ein Begriff. Die nächsten Begegnungen fanden dann fast täglich statt: auf dem Weg vom Bahnhof Bludenz ins Gymnasium, den wir damals noch meist zu Fuß bewältigen durften, kam man unfreiwillig am sogenannten „Schnekkenhaus“ vorbei, dem Geburtshaus von Josef Wichner.

Wichners Geburtshaus um 1920.

Es war ein altes, kleines Haus, das einen verwahrlosten Eindruck machte, aber an dem immerhin eine Gedenktafel angebracht war mit den oben erwähnten Bezeichnungen, und es stand leer, das weiß ich noch.

Dass die damalige Hauptschule seinen Namen trug, ist mir entgangen. Und als diese Namensnennung verschwand, passierte das auch eher still und leise.



Wichner-Hauptschule in Bludenz um 1953.

Warum also ist dieser sehr bedeutende Dichter des südlichen Vorarlbergs so in Vergessenheit geraten, ganz im Gegensatz zur schriftstellerischen Gallionsfigur des nördlichen Vorarlbergs, Franz Michael Felder?

Als Vorbereitung zur Lesung in Bludenz nahm ich mir die drei Hauptwerke „Im Schneckenhause“, „Im Studierstädtlein“ und „Vom Arlberg zum Bodensee“ in den Urlaub in den Nenzinger Himmel mit und hatte in der Woche genügend Zeit, seine Bücher langsam und

intensiv zu lesen, weil es, wie so oft in diesem Sommer 2014, jeden Tag regnete.

Es ist einmal die Sprache Wichners, die uns unvertraut geworden ist, und in die man sich erst einlesen muss. Dazu kommen seine Denk- und Mentalitätsmuster, die uns ebenso fremd geworden sind. Sein Sprachwitz wurde damals verstanden, das zeigen die hohen Auflagen seiner Werke und seine große Beliebtheit bei der Leserschaft, für mich aber erschloß sich dieser nur mit viel Einfühlungsvermögen beim Lesen in die damaligen Verhältnisse. Aber als Geschichtsinteressierter und Archivar einer Gemeinde des südlichen Vorarlbergs tat sich doch eine neue Welt auf. Wir erhalten eine sehr detaillierte Beschreibung der Lebensverhältnisse aus der Zeit des ausgehenden 19. Jahrhunderts und des beginnenden 20. Jahrhunderts. Für Soziologen, die sich gleichzeitig mit Geschichte befassen, sind Wichners Werke eine wahre Fundgrube. Wenig davon hat sich erhalten. Mir fiel z. B. auf, dass das Sprüchlein „Holz, Holz, sind wir stolz…“, das wir Buben beim Sammeln von brennbaren Material für den Funken im Dorf noch kannten und teilweise noch zitierten, heute inzwischen auch völlig vergessen ist.

Was macht es also noch für einen Sinn, Texte von einem vergessenen Dichter vorzulesen? Es gab ja in der Vergangenheit immer wieder ernsthafte Bestrebungen von namhaften Leuten, Wichner wieder zum Leben zu erwecken. Das zeigt der Versuch einer Neuauflage all seiner Werke, die ausgerechnet durch den Franz-Michael-

Felder-Verein begonnen wurde und dann scheinbar eingeschlafen ist.

Die Titelseiten der von 1985 bis 1993 erschienenen Neuauflagen der drei autobiographischen Wichner-Romane.

Ich weiß nicht, mit welchem Eindruck die Zuhörer nach der Lesung nach Hause gegangen sind, und ich kann hier deshalb nur von mir reden: Wichner hat es allemal verdient, dass man gelegentlich seine Texte vorliest. Es ist auch der eher bessere Weg, ihn wieder unter die Leute zu bringen, als das Lesen seiner Bücher. Ein Verkaufsschlager wie damals werden seine Werke wohl nie mehr sein, aber ihn völlig zu vergessen, das sollte in Zukunft nicht mehr passieren!

Anmerkung: Zum leichteren Auffinden der Textstellen im Buch (Ausgabe 1985) sind Seiten im Anhang 1 (S. 81) aufgelistet.

Texte aus dem Roman „Im Schneckenhause“

Aus dem ersten Abschnitt:

Ich komme zur Welt,
erhebe ein Geschrei und soll ein Prediger werden.

Das hatte übrigens alles Zeit genug, aber etwas mußte bald besorgt werden: Einen Heiden konnte und wollte man im Hause nicht über Nacht behalten!

In meiner Heimat ist die Religion noch Herzenssache, und alle Handlungen sind von ihr durchtränkt und durchsättigt.

Demgemäß galt es als heilige Pflicht, das Neugeborne baldigst der Taufgnade zu versichern, und so wurde ich noch selbigen Tages in die Kirche des heiligen Laurentius auf den Berg getragen, und es ward mir der Name Josef gegeben.

Aber während der heiligen Handlung hub mein Geschrei wiederum an, und alle Versuche, der etwas grämlichen Patin, die mir ein schönes Geschenk versprach, das sie mir heute noch schuldet, mich zu geschweigen, mißlangen vollständig.

Einem wunderalten Weiblein jedoch, das, an der Kirchentüre kauernd, die Perlen des Rosenkranzes durch seine schiefen, runzelreichen Finger gleiten ließ und

jeden, der eintrat oder ausging, eifrig besprengte, behagte mein Geschrei gar wohl, und es tat den Ausspruch:

„Der Bub hat eine gute Lunge, und weil er gar so schreit und in der Kirche schreit und bei der heiligen Taufe schreit, so wird er gewiß einmal ein Geistlicher und ein guter Prediger, und das wird er!“

Ob ich’s wurde? Ich weiß es nicht, aber in etwas hat die Vorhersagung des wunderalten Weibleins doch den Nagel auf den Kopf getroffen. Es lebt und webt eine Sehnsucht in mir, durch die Macht des Wortes zu wirken. Ich kann mir keinen schöneren Beruf denken als den des von seinen Idealen erfüllten Meisters der Rede, der die Geister nach seinem Willen lenkt und die Saiten der Gemüter zu stimmen vermag, daß in ihnen alles Wahre, Gute und Schöne widerklingt.

Aus dem vierzehnten Abschnitt:

Hier wird mitgeteilt, wie die Leute närrisch werden und wie sie sich auf den Frühling freuen.

1. Teil:

Und die Zeiten der Narrenfreiheit rückten heran und ließen uns Kinder jeglichen Ernst des Lebens völlig vergessen.

Es kam der unsinnige oder rahmige Donnerstag, an dem sich die Nachbarn Spaßes halber die Fleischtöpfe stibitzten und an dem der ertappte Dieb mit Ruß eingerieben wurde nach dem Spruche des steinalten Hildebrand:

„Wer sich an alten Kesseln reibet, der empfängt auch leichtlich Rahm!“

Es kam der Fastnachtssonntag, an dem bereits vereinzelte Masken, Jöri, das heißt Schmutzfinken, genannt, durch die Gassen liefen und ihre prallen Schweinsblasen auf unsern Rücken tanzen ließen, der Tag, an dem selbst ältere Leute verrückt wurden und sich im Kreise drehten, bis sie der Schwindel ergriff und die Geldstücklein klirrend davonflogen.

Es kam endlich der langersehnte Fastnachtsdienstag, an dem die Burschen des Städtleins nach uraltem Brauche und mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung förmliche Maskenzüge veranstalteten und für eine heilsame Erschütterung des Zwerchfelles hinlänglich Sorge trugen.

Für gewöhnlich offenbarte sich in diesen Mummereien allerdings keine besondere Erfindungsgabe, und die Künstler kamen über die freilich sehr anschauliche Darstellung betrunkener Bauern, zitternder Pantoffelhelden, keifender Weiber, wahrsagender Zigeuner oder einer lärmenden Bärentreibergesellschaft selten hinaus. Wurden einmal den entzückten Zuschauern die sieben Schwaben vorgeführt, die mit ihrem Wiesbaumspieße auf das Ungeheuer von einem Hasen Jagd machten, so galt dies bereits als eine großartige Leistung, von der weit in den Sommer hinein gesprochen wurde.

In diesem Jahre aber hatte sich unter den Burschen ein schöpferischer Geist gezeigt, der alle die verschiedenartigen Bestrebungen der nach Verkleidungsscherz

lüsternen Jugend planmäßig ordnete, die einzelnen Gruppen zu einem Ganzen verband und nichts Geringeres zur Darstellung brachte als einen erschrecklichen Feldzug der Schweizer Soldaten gegen irgend einen furchtbaren Feind und den ruhmreichen Sieg der tapfern Eidgenossen gegen die nicht näher zu bestimmende Übermacht der Gegner.

2. Teil:

Wenn nun aber jemand wähnt, das lustige Treiben habe mit dem letzten Faschingstag sein Ende erreicht, den muß ich eines anderen belehren.

Allerdings erhob die Kirche bereits ihre warnende Stimme, allerdings predigte sie mit ihren des Schmuckes beraubten Altären, mit der blauen Farbe der gottesdienstlichen Gewänder, mit ihren ergreifenden Trauergesängen gar ernst Abkehr von allem irdischen Tand, allerdings bestreute sie unsere Häupter mit gesegneter Asche, auf daß wir gedenken sollten unseres Ursprunges und Endes. Das Volk aber wollte der Lustbarkeit nicht allsogleich entsagen, und während die Burschen am Aschermittwoch in kläglichem Aufzuge und mit trauriger Gebärde die Fastnacht, eine in Lumpen gehüllte Strohpuppe, in die Erde vergruben und den Platz mit einem leeren, lochreichen Geldbeutel an einem eingesteckten Stabe bezeichneten, regte sich bereits in jung und alt das Verlangen, dem allgewaltigen Lichte, das von Tag zu Tag sieghafter vordrang, das uralte Brandopfer zu bringen, den Funkenbaum zu errichten, die Fackeln zu

wirbeln und das auflodernde Sinnbild der Frühlingszeit, der Sonnenzeit, jubelnd zu umtanzen.

Uralter Brauch war es, daß der erste Sonntag in der Fasten als Festtag galt und durch Feuerbrand und unendliches Essen geheiligt wurde.

Die Gelehrten, die alles wissen, behaupten sogar, daß wir das Fest der Frühlingssonnenwende von den alten Heiden geerbt hätten und also noch einen gewissen Götzen Donar verehren täten, aber das kümmerte uns blutwenig. Wir hatten von Götzendienst und Heidentum keine blasse Ahnung, wir freuten uns gar nicht wissenschaftlich, sondern wir gehorchten blindlings jenem Triebe, der die Kinder im Frühling mit Schussern spielen heißt, im Herbste aber mit Drachen, ohne daß im Kalender die Schusserntage oder die Drachentage besonders vermerkt wären.

Also wußten auch wir Kinder ohne besondere Unterweisung, was in den nächsten Tagen unsere Pflicht sei, und wir saßen bereits am Aschermittwoch so ruhig in der Schule, als sei uns ein Wespennest in die Kleider geraten.

Kaum war das Gebet gesprochen, so stürmten wir gleich einem wilden Volke über die alten, gebrechlichen Holzstiegen und Treppengeländer des baufälligen Schulhauses in's Freie, je vier bis fünf Knaben taten sich zu einer Rotte zusammen, zogen, ohne lange zu fragen, aus dem nächsten Stalle den nächstbesten Schlitten und wanderten nun gar fröhlich von Haus zu Haus, überall milde Gaben heischend für den Frühlingsbrand, Holz

und Stroh, Hanfstengel und alte Fetzen und alles, was irgendwie die Fähigkeit besaß, aufzulodern oder wenigstens mit Gestank zu glimmen, und unser Lied lautete also:

„Holz, Holz,
Sind wir stolz!
Stroh, Stroh,
Sind wir froh!
Stengel, Stengel,
Sind wir Engel!
Scheiter, Scheiter,
Geh'n wir weiter!
Lumpen, Lumpen,
Zu der Hex'!“

Und als ob es gelte, einer allgemeinen Not zu steuern, taten sich alle Türen auf, und alle Hände legten Holz und Stroh und allerlei Brennzeug auf unsere Schlitten, und selbst der Ärmste der Armen kam mit einigen Tannenzapfen daher, die er im Sommer gesammelt oder soeben erbettelt hatte.

Vergeblich schüttelten etliche Pharisäer, die nur alles dem trockenen Nutzen in den Rachen stecken und der liebwerten Freude auch nicht des Nagels Breite gönnen wollten, ihre griesgrämigen Häupter ob der unerhörten Verschwendung:

Draußen im freien Felde türmten sich die Haufen, und sooft wir Knirpse uns mit den hochgebürdeten Schlitten durch den knietiefen Schnee Bahn brachen, so oft wurden wir von kräftigen Jünglingen mit freudigem Juhschrei empfangen und unsers wackern Wirkens halber bestens belobt.

Den Jünglingen lag es nämlich ob, für Errichtung und Umkleidung des Baumes zu sorgen.

Der Funkensonntag.

3. Teil:

So hatten auch heuer wieder die sorgsamen Hausmütter schon unter der Woche ihre Nasen in den Schnitztrog gesteckt, die Mehlvorräte abgeschätzt und den Schmalzstock halb mitleidig, halb wonnesam angeschaut.

Und nun, wie der kirchliche Sonntag ausgeläutet und der Segen gesprochen war, da wurde in allen Häusern, in Stadt und Land, geküchelt auf Leib und Leben, also daß man den Schmalzgeruch selbst auf freiem Felde verspüren konnte.

Gewöhnliche Leute, wie wir waren, begnügten sich mit zwei Gattungen dieser geliebtesten aller Mehlspeisen, mit den Öhrlein, so aus gewöhnlichem Teig gewalkt, mit einem Rädlein in Zipfelchen geschnitten und im Schmalz gebacken wurden, und mit den weinbeerreichen Hepfküchlein, deren Sauerteig in der Ofenwärme die größte Schüssel füllte und die sich in der Pfanne gleich den Wangen der pfeifenblasenden Buben blähten.

Edlere Sorten dagegen, als da sind Schnür- und Spritzkrapfen, Indianer und Strauben und andere Herrlichkeiten, die ich unwissender Bube damals nicht einmal dem Namen nach kannte, wurden natürlich nur in den Häusern der reichsten Leute erzeugt, an denen mich der betrunkene Ruprecht vor neun Jahren trotz meiner Einrede vorbeigetragen hatte, aber Hunger leiden und der Nationalspeise entbehren durfte an diesem Tage niemand, soweit die Sonne über ehrsame Schwaben leuchtete.

An diesem Tage aß alles Küchlein, vom Bischof bis zum Bettler, und so wahr ich lebe, sie schmeckten allen gleich gut.

Wer kein Schmalz hatte, der borgte es auf Nimmerwiedergeben, wessen Mehltrog die Mäuse verhungern ließ, der erbat es sich vom Nachbarn, wer keine Pfanne hatte, erhielt eine vom Kupferschmied oder vom wandernden Kesselflicker fürs Mitessen, wer gar nichts hatte, der nahm eine Strohtasche oder einen Tragkorb und focht Küchlein von Haus zu Haus und war nicht am schlechtesten dran, denn er bekam Küchlein von allen Sorten und hatte die Wahl … ohne Qual.

Gutherzige Leute hielten an diesem Tage sogar offene Tafel für die Notleidenden, und wie ich etliche Jahre später im Studierstädtlein lateinisch zu reden anhub, kam es noch vor, daß auf offenem Herde im Freien Küchlein gebacken wurden, also daß sich die Ortsarmen und die Handwerksburschen die süße Gabe aus dem protzelnden Schmalze holen und damit einheizen konnten …

Es war abends fünf Uhr, als wir im Schneckenhause um den stämmigen Tisch mit der wuchtigen Steinplatte saßen und ungeduldig der Dinge harrten, die aus der Küche kommen sollten.

Dort stand die Eva mit feuerrotem Angesichte. Sie hatte die Hemdärmel über die Ellbogen gewunden und warf die weichen Flecke vom Nudelbrett ins heiße Schmalz, daß sie laut aufschrieen und sich bäumten und bräunten und bald mit der Spießgabel auf die weite

Schüssel getürmt und mit wundersüßem Zuckermehl bestreut werden konnten. Und die kleine Senza drehte schweigend die Kaffeemühle, schob schnell aufflackerndes Reisig in die Glut und rührte die dürren Äpfel, Birnen und Zwetschken im Topfe um, und dann ging die Tür sperrangelweit auf, der Küchleturm schwebte herein und der Schnitznapf hinterdrein, und dann arbeiteten wir in der schönsten Glückseligkeit drauflos, bis sich der Grund der Schüssel zeigte und der Lorenz zu weinen anhub, weil er voll war bis zum Hals herauf und nicht eine einzige Zwetschke mehr in seinem Körperlein Platz hatte.

Aus dem achtzehnten Abschnitt:

Die Eva will die soziale Frage lösen, wird aber durch die löbliche Polizei in der Ausführung ihres Vorhabens behindert, woraus sich ergibt, daß die Erde vorderhand noch ein Tal der Tränen bleiben muß.

Und in derselben Zeit, in der ein neues Schnecklein im Hause herumkroch, kam der junge Pfarrhelfer des Ortes und bat die Eva, sie möge, da sie wohl noch ein Kämmerlein entbehren könne, eine arme Irre, welche die Gemeinde aus Mangel an passenden Räumlichkeiten nirgends unterzubringen imstande sei und die kein Mensch betreuen wolle, in Kost und Pflege nehmen. Die Gemeinde sei gerne bereit, ein mäßiges Kostgeld zu

bezahlen, und jedenfalls tue die Eva ein gutes Werk, das der Engel mit goldenen Buchstaben in das Buch des Lebens einzeichnen werde.

Natürlich konnte die Eva, die im Geiste das Buch des Lebens vor sich aufgeschlagen sah, nicht nein sagen, und so kam das unglückliche Mädchen, das nicht nur irren Geistes, sondern auch an den Füßen gelähmt war und von einem Tische oder Stuhl zum anderen geführt werden mußte, halt in Gottes Namen auch in unser Schneckenhaus und machte sich im Kämmerlein der duldsamen Senza breit, und die Base Senza zog mit ihrem Bette zu den Katzen und Gespenstern auf den Dachboden.

Wir behielten die Kranke über Jahresfrist, und die Gemeinde war des wohl zufrieden, denn als das arme Wesen der sich mehrenden Tobsuchtsfälle halber in die Landesanstalt gebracht werden mußte, betrugen die Kosten wenigstens das Vierfache dessen, was der Eva bezahlt worden war.

Aber noch eine Sorte von Menschen erfreute sich der Gewogenheit der Base Eva.

Das waren die armen Reisenden, so heimatlos auf der Erde schweiften und in Nässe und Kälte, in Staub und Hitze von Ort zu Ort humpelten, die fechtenden Handwerksburschen und die betenden Wallfahrer, die wandernden Krämer und die ruhelosen Zigeuner, die Kesselflicker und die Dachmacher und alles, was Herberge suchte und kein Geld hatte, den Wirt zu befriedigen.

Die Eva nahm den Rat der Kirche als strenge Verpflichtung und vermochte keiner Bitte zu widerstehen, die in Gottes Namen an sie gerichtet wurde. Also verwandelte sich unsere Stube gar oft in ein Lager, und es kam nicht selten vor, daß zwei oder drei der immerhin etwas unheimlichen Gesellen auf Ofen, Bank und Boden im Stroh lagen und so gewaltig schnarchten, daß wir im Nebenkämmerlein aus dem Schlafe geweckt wurden und, wenn die Müdigkeit uns doch übermannte, im Halbschlummer von Dieben, Räubern und Mördern träumten.

Da wir jedoch beim besten Willen zu arm waren, unsere Gäste, wie es sich für eine ordentliche Verpflegsstation geziemt, auch zu verköstigen, so hatten die Fremdlinge ein Einsehen und fochten die nötigen Lebensmittel im Städtlein zusammen und ließen uns Kinder sogar mithalten. Und wenn sie weiterzogen, bezahlten sie mit einigen „Vergeltsgott“ und priesen die Eva im ganzen Ländlein und empfahlen sie allen Schicksalsgenossen, so sie auf Weg und Steg trafen, aufs beste.

Dies hatte zur Folge, daß sich der Zulauf in dem Maße mehrte, daß wir bald nötig gehabt hätten, unser Schneckenhaus zu verlassen und beim Bäslein Nanne unterzukriechen, und das wurde schließlich wohl nicht gerade der Eva, wohl aber der öffentlichen Ordnung und Sicherheit zu dumm.

Eva Vaplon.

Also legte sich die Polizei ins Mittel und verbot der Eva die fernere Ausübung eines Werkes, das, so gut es gemeint war, allerdings auch manch lichtscheues Gesindel zusammenführen und unter Umständen dem Gemeinwohle nachteilig wirken mußte.

Aber auch das Betreuen der mit ansteckenden Krankheiten behafteten Armen wollte man der Eva untersagen, denn der kugelrunde Physikus, ein wackeres Männlein, hatte es richtig herausgebracht, daß die Eva offenbar die Krankheiten überallhin zu verschleppen und das ganze Städtlein in einen Seuchenherd zu verwandeln imstande sei. Auch nahm er es ihr mit Recht übel, daß sie, unseren kindlichen Bitten nachgebend, uns wiederholt in die Krankenstube mitgenommen und so unsere Gesundheit gefährdet habe.

Weil nun der Bürgermeister die Eva bereits von der borstigen Seite kennengelernt hatte und in der geheiligten Gemeindestube einen allzu lebhaften Auftritt vermeiden wollte, schickte er den alten Lazarus, daß er

das Verbot mündlich überbringe, und wie der seinen Schnaps erhalten und seine Meldung erstattet hatte, sagte die Eva nachdenklich:

„Jetzt laß mir den Bürgermeister und das Dökterlein schön grüßen, und was sie da wegen der Reisenden und wegen der Kinder befohlen haben, da mögen sie recht haben, und ich will folgen, wie's billig ist; solange aber die Gemeinde statt eines ordentlichen Spitals nur eine wackelige, verlotterte Windmühle hat, in der man höchstens zehn Kranke unterbringen kann, solange die unglücklichsten aller Menschen, selbst von den Anverwandten gemieden, in ihren Schmutzhöhlen liegen bleiben, bis sie die Seele auf der Zunge haben, so lange tut die Eva, was sie für ihre Pflicht hält!

Hebt endlich einmal bei den reichen Leuten eine Sammlung an, tut endlich den zugeschnürten Gemeindesäckel ein bißchen auf, baut ein großes, lichtes und gesundes Krankenhaus, schafft Barmherzige Schwestern hinein, daß die Armen eine Pflege haben, dann … bleibt die Eva gern beim Haspel und während der Nacht in ihrem Neste … Das kannst dem Bürgermeister und dem ganzen Gemeinderat und allen Döktern brühwarm hinauftragen, Lazarus, das kannst du!“

Da ging der Lazarus windschief seines Weges, und richtig ließ man der Eva die Freude, barmherzige Schwester zu spielen, und richtig … nach etlichen Jahren wurde der Wunsch nach geordneter Krankenpflege immer lauter und lauter, und wieder nach etlichen Jahren stieg in der herrlichen Lage ein Krankenhaus in die Höhe, das

allen Anforderungen der Heilkunde vollauf entsprach und in dem auch der Ärmste, wenn auch nicht immer genesen, so doch auf menschenwürdige Art verscheiden konnte.

Mit Recht sind meine Mitbürger auf diese Einrichtung stolz, daß aber die arme Eva die erste Anregung dazu gegeben hat, das haben sie völlig vergessen.

Aus dem zwanzigsten Abschnitt:

Der Buckel unterhält sich auch allein, und sein Herzenswunsch wird erfüllt. Der Leser erfährt, welche von zwei Krähen die stärkere sei und wie der Buckel den Gescheiteren spielt.

1. Teil

In jener Zeit hatte nämlich das Fabrikswesen im Ländlein einen derartigen Aufschwung genommen, daß der Arbeiter bald zu wenig wurden und es nötig schien, billige und ausreichende Arbeitskräfte anderswoher zu beziehen. Da verfielen die Herren auf den Gedanken, die blutarmen Bewohner des italienischen Südtirols in den Fabriksbezirken ansässig zu machen und sie durch billige Arbeiterwohnungen an den Platz zu fesseln, und man versprach sich von diesem Unternehmen auch den Vorteil, in den Kindern und Kindeskindern der Einwanderer eine an Zahl stets wachsende Arbeiterbevölkerung zu erhalten.

Damals kamen eben die ersten fremden Familien ins

Land, Söhne und Töchter eines südlicheren Himmels, braunhäutige, schwarzhaarige und schwarzäugige Menschen. Sie brachten welsche Sprache und welsche Sitte, welsche Unreinlichkeit und welsches Leben. Sie klapperten auf ihren Holzsandalen durch die Gassen der Fabriksorte und in die schönen Kirchen der Gemeinden. Sie sangen bis tief in die Nacht hinein ihre volltönenden, langgedehnten Weisen. Sie schrien in den Wirtshäusern bei ihren Nationalspielen wie besessen, schlugen auf die Tische, daß die Gläser tanzten, und griffen wohl auch nach heimischer Gewohnheit hie und da ein wenig zum Messer.

All das behagte den erbgesessenen Bewohnern des seit Jahrhunderten deutschen Ländchens nicht im mindesten, und als im Laufe der Jahre ganze Ansiedlungen entstanden, so machte das den Urbewohnern wenig Freude, und sie bezeichneten solche mitten in ihrem Gebiete liegenden italienischen Inseln spöttisch als Kleinvenedig und mieden nach Tunlichkeit den Umgang mit Leuten völlig entgegengesetzter Art und Lebensgewohnheit.

Damals aber waren, wie bereits berichtet wurde, eben die ersten Familien ins Land gekommen und erregten das allgemeine Aufsehen und einen Unwillen, der sich in hitziger Rede und Gegenrede vor allem an den Wirtshaustischen Luft machte.

Und die Gäste im Garten des Löwenwirtes wußten nun gar noch zu berichten, eine alte Italienerin habe, kaum daß sie ins Ländlein gekommen sei, in der Lotterie

mir nichts dir nichts den Haupttreffer gemacht und also den Einheimischen, was ihnen allein gebühren täte, vor der Nase weggeschnappt und den Quell leicht zu erringenden Reichtums für lange Zeit verstopft, denn, schrie ein Schuster, indem er beide Arme vom Bierkruge weg nach außen zog:

„Alle fünf Nummern hat sie erraten, die Hexe, die schwarze, und steinreich ist sie geworden, und die Lotterie hat sich völlig erschöpft, so viel hat sie auf einmal hergeben müssen!“

Darauf meckerte ein Schneiderlein, das gleich einem schwindsüchtigen Zwirnsfaden über den Tisch hinlag, wenigstens geizig sei die welsche Hexe nicht gewesen, habe sie ja soeben, nachdem sie den Treffer eingesackt, auf der Heimfahrt nach Bludenz, wo sie hause, eine Zehnerbanknote auf den Tisch geworfen und allen Gästen die Zeche bezahlt, also daß er sich einmal gütlich tun könne, ohne in den eigenen Säckel greifen zu müssen.

„Mir scheint, Schneider, du bist verliebt in die alte Schlampe trotz ihres wohlgezählten halben Jahrhunderts, das sie auf dem Buckel hat, und wer weiß, ob’s nicht einen Schick gibt? Ang’schaut wenigstens hat dich die Welsche mit ihren Kohlenaugen, als ob du ein Fernrohr wärest, so durch und durch, na, und wenn sie dich einmal hat, kann sie dich gleich um den kleinen Finger wickeln und einen Knopf machen, daß sie dich nicht verliert!“

So neckte - das Necken und Aufziehen und Hänseln und Spötteln und Foppen und Hohnekeln können meine

Landsleute besser als der Spatz Kirschen essen, vorab die Montafoner - so neckte ein wandernder Maurer, der nach Frankreich zog und beim Löwenwirte die erste Rast machte, das Schneiderlein, doch dieses blickte träumerisch gen Himmel und seufzte:

„Ja, wenn sie hundert Jahr alt wär', könnt' man's wagen, aber mit fünfzig ist sie mir doch ein bißchen zu jung!"

2. Teil

Der Buckel war überfroh, in seinen alten Tagen noch so einen alten Narren gefunden zu haben, und als sich nun im Verlaufe des Treffens gar herausstellte, daß die Italienerin den Namen Evelina führe, so schlug das dem Fasse den Boden vollends aus. Der Adam bekam trotz seiner Jahre romantische Anwandlungen, pries mit viel schönen Reden die Blitzaugen und die ölgetränkten Haare der alten Schachtel, erklärte mit vielem Eifer und bedeutenden Fortschritten in der italienischen Sprache, daß er allweil für eine Eva oder, was noch viel schöner klinge, für eine Evelina geschwärmt habe, und raffte sich, als der Wagen am Zollhäuslein vor dem Städtlein vorbeifuhr, zu einer förmlichen Werbung auf, die so beifällig aufgenommen wurde, daß der Buckel am selbigen Abend mit dem Bewußtsein des römischen Feldherrn Julius Cäsar in seine Schlucht gehen und seinen lieben Rangen eine nigelnagelneue Mutter ankündigen konnte.

Und die „Liebe“ der beiden war so groß, daß man nicht zu sagen wußte, wer es eiliger hatte, in aller Form rechtens von der Kanzel heruntergeworfen zu werden und die Sache in Richtigkeit zu bringen.

Und es fand eine glänzende Hochzeit statt, wie es selten eine geben mochte im ländlichen Bergdorfe, und die Buben des Buckels zeigten bei der Festtafel ihre besten Künste, und dann ... ja dann, als der Buckel das große Vermögen seiner reizenden Gattin sicherstellen und in den Brutofen einer Sparkasse legen wollte, da grinste die alte Evelina, bohrte ihrem Manne einen Esel und sprach achselzuckend:

„Carissimo Adamello, non ho niente ... nichtsen ... alles futsch!”

Ja, da stellte es sich heraus, daß die teure Evelina allerdings tausend Gulden in der Lotterie gewonnen und mit denselben so lange geflunkert hatte, bis die einander würdigen Wesen aneinandergekettet waren; da jedoch der Adamello selber ein schönes Anwesen besaß, hielt Evelina ihre Liebe, l’amor, für das angemessenste Heiratsgut und schenkte am Hochzeitstage ihren letzten Gulden in großmütiger Weise dem Mesner des Dorfkirchleins.

Was konnte sie auch dafür, daß die Leute an ihren dahinschmelzenden Tausender allfort Nullen anhängten und den Frosch aufbliesen, bis er zum Luftballon wurde! Was ging es sie an, daß die Leute den ruinierten und bankerotten Staat bereits zu bemitleiden anhuben!

Aber ganz mit leeren Händen wollte sie doch nicht in

das traute Heim ihres Gatten ziehen, und also hatte sie schon vorzeitig dafür gesorgt, daß ihre Mitgift früh genug eintreffe.

Am Tage nach der Hochzeit kamen aus dem fernen Welschland sechs braune, halbnackte Italienerburschen und liefen mit gebundener Marschrichtung, ohne nach rechts oder links abzuweichen, geradeaus der Schlucht zu und machten sich's im Häuslein des Buckels bequem und schnitten freudige Grimassen und umtanzten den carissimo padre, den herzallerliebsten neuen Vater, wie die Indianer das an den Marterpfahl gefesselte Opfer.

Die Wut des betrogenen Adamello war unbeschreiblich!

Wie er jedoch der neuen Gemahlin die Behandlung angedeihen lassen wollte, die bei seinem ersten Weib Wunder gewirkt hatte, da fand er zu seiner Überraschung, daß Evelina nach dem Dezimalsystem zu rechnen verstand, denn kaum hatte er die ersten Flüche ausgestoßen und seine Rechte nach der Hundspeitsche ausgestreckt, da hatte er auch schon zehn wohlgespitzte Fingernägel im Gesichte, und die arbeiteten so eifrig wie der Maulwurf, wenn er sich in seinem Jagdbezirke zu fetten Engerlingen die Wege bahnt. Und die sechs schmierigen Italienerburschen machten sich eilfertig über ihre Stiefbrüder her, schlugen sie braun und blau und warfen sie vor die Türe des Häusleins, und kaum lagen die Söhne draußen, da flog ihnen auch schon der liebende Vater nach, von den sehnigen Armen der welschen Teufelin geschwungen, und hatte nun Zeit

genug, sein verfehltes Dasein aufs neue zu verfluchen.

Also gab es des Zankes und Haders beim Schluchtenbuckel von nun an wieder genug, nur daß der Buckel in allem den kürzeren Halm zog und so reichlich büßte, was er an seinem ersten Weibe und an der Eva verbrochen hatte.

Nicht alle Sprichwörter sind Wahrwörter, auch das nicht, daß eine Krähe der andern kein Auge aushacke.

Der Buckel hatte jetzt den Teufel im Hause, und keiner war, der ihn beschwor und in den Bergsee bannte, denn alle Leute gönnten ihm sein Unglück und erblickten in seinem Mißgeschicke das Walten einer höheren Gerechtigkeit, die dem Verbrecher das Netz webt, in dem er sich früher oder später fangen muß.

Als aber der Buckel gegen seine Leiden in Europa keine Hilfe mehr zu finden hoffte und bei der Trägheit und Verschwendungssucht seiner Evelina in kurzer Zeit um sein Hab und Gut zu kommen fürchtete, raffte er heimlich zusammen, was er erraffen konnte, und eines schönen Morgens war er samt seinen leibeigenen Buben verschwunden ... auf Nimmerwiedersehen!

Es ging das Gerede, es flute zwischen dem teuern, ehrenwerten Adamello und der sehr teuern Evelina das Weltmeer. Gewisses hat man nie erfahren können.

Die Evelina aber und ihre sechs süßen Kindlein räumten mit den noch vorhandenen Habseligkeiten schnellstens auf.

Dann gingen sie alle fleißig in die Fabrik mit den tausend Fenstern, aßen Käse und Polenta, brüllten mit

dem Wildbache um die Wette ihre heimischen Weisen, und man hat sie nie über ihr Schicksal klagen gehört.

Aus dem einundzwanzigsten Abschnitt:

Ich soll ein Student werden, und ein wohltätiger Kobold greift für mich zum Bettelstabe. Der Eva widerfährt eine unerhoffte Ehre. Ich scheide aus dem Schneckenhause, womit diese Geschichte ihr Ende findet.

1. Teil

Für mich aber rückte der Tag, an dem ich mein Schneckenhaus verlassen sollte, immer näher heran.

Schon waren die Schwalben über alle Berge, schon hatte ich alle zur Aufnahme in das Gymnasium nötigen Schriftstücke beisammen und las im Heimatschein täglich sechsmal mit ganz besonderer Wonne die Worte „besondere Kennzeichen ... keine“, schon hatte der Fuhrmann mein Bett und andere unentbehrliche Habseligkeiten ins Studierstädtlein entführt, schon war mir ein Ränzel geschnürt worden, daß ich’s leichter auf dem Rücken trage, da kam der letzte Morgen über die Berge des Klostertales herein und mahnte mich an die Pflicht des „Behütens“.

Also ging ich zu allen Verwandten und Bekannten, zu allen Nachbarn und Freunden und streckte die Rechte gegen sie aus und sagte:

„So, jetzt b’hüt Gott!“

Und sie gaben mir viele wohlgemeinte Lehren, deren sie genug hatten, und wenig Reisegeld, woran sie selber Mangel litten, mit auf den Weg. So erhielt ich vom guten Vetter Eduard ein schweres Vierkreuzerstück mit der Mahnung, recht sparsam zu sein, und andere beschenkten mich in ähnlicher Weise, also daß ich meine Studien ganz getrost beginnen konnte.

2. Teil

Mittags gab's ein Schöpplein Wein zum Abschiedstrunke.

Hierauf segnete mich die gute, wortarme und tieffühlende Senza, die Heldin der Arbeit und der Liebe, und eilte, die Tränen verbergend, in die Fabrik.

Senza Vaplon

Dann segnete mich die Mutter Eva mit dem geweihten Wasser, und dann gaben sie und mein Brüderlein Lorenz, dem ich, da er des Stammelns Herr geworden, meine Ministrantenwürde vererbt hatte, und das Brüderlein Johann, das mein Ränzlein trug, mir das

Geleite mehr denn eine halbe Stunde talab bis zur zweiten Illbrücke und bis zum Bildnisse des gekreuzigten Heilandes, das am Wege den müden Erdenpilger zur duldenden und hoffenden Ertragung aller Leiden aufmunterte.

Hier hielten wir an und warfen uns auf die Knie und beteten mit lauter Stimme zu unserem Gotte und riefen die Himmelskönigin an, von der es nie erhört worden, daß sie einen verlassen hätte, der zu ihr seine Zuflucht nahm, und dann ... band ich mein Ränzlein um und schwang mein Wanderstäblein und ging, nun erst eine Waise, in eine unbekannte, fremde Welt und in eine ungewisse Zukunft, um mir mein Glück zu gründen.

Ich hätte mich am liebsten hinter der nächsten Heuhütte auf den Boden geworfen und hätte am liebsten geweint ... wohl stundenlang; allein ich wollte meinen Lieben, die mir mit jedem unserer Schritte immer mehr entschwanden und immer wieder zurücksahen und mit ihren Tüchlein winkten, das Herz nicht noch schwerer machen.

Deswegen band ich mein Tuch an mein Stöcklein, schwang es in den Lüften und hüpfte wie ein mutwilliges Lämmlein und jauchzte, so laut ich konnte, bis mir der nächste Hügel, ach, nur zu früh, den Anblick der teuren Menschen entzog, die vielleicht allein ein Herz für mich hatten.

Texte aus dem Roman „Im Studierstädtlein“

Aus dem ersten Abschnitt:

Ich komme ins Studierstädtlein, niste mich beim Zyklopen ein und lerne etliche Philosophen kennen, die trotz ihrer Weisheit auch noch Studenten sind

Zu all der Arbeit spendete eine uralte Studierlampe, die ich dem Zyklopen um bare zwanzig Kreuzer abgekauft hatte, nach dem bewährten Grundsatze: „Ein Schelm, der mehr gibt, als er hat“, so viel Licht, daß ich mir höchstens dreimal auf die Finger schlug.

Es drängt mich, die Freundin so vieler Nachtstunden, die mir vier Jahre treu gedient hat, bis sie der unsagbar hellen Petroleumlampe weichen mußte, aus dem Dunkel der Rumpelkammer oder des Museums herauszuholen und sie in all ihrer rührenden Einfalt vor den Leser hinzustellen.

Es haben Könige ihren Rossen Denkmale gesetzt ... warum soll ich nicht meine Erstlingslampe auf die gleiche Weise ehren?!

Die Gute, sie war eitel Blech, aber „grün alsam ein Gras“ von oben bis unten. Auf weitem blechernem Runde oder, wo der Meister den Zirkel weniger zu handhaben verstand, auf pyramidenförmigem Fuße, der der Standhaftigkeit halber mit Blei ausgegossen war, hob sich der hohle zylindrische Blechstamm, in dem sich ein zwei Zentimeter breiter und sechs Zentimeter langer

Baumwolldocht durch eine Zahnstange und ein Knaufrädlein aufwärts oder abwärts schieben ließ. Ein seitwärts angenietetes Ölkännlein speiste den Docht und trug zugleich einen Blechschirm, der, innen weiß, das spärliche Licht sammelte und so auf den Tisch warf, daß man innerhalb einer Kreisfläche von zwei Spannen Durchmesser wahrhaftig lesen konnte.

Das Öl selbst war Baumöl von der übelriechendsten Sorte, und es hatte die merkwürdige Eigenschaft, daß es, anstatt die Leuchtkraft zu mehren, viel lieber am oder auch im Schafte zu Tal floß, den Tisch einfettete und die Blätter der Aufgabenhefte in Pauspapier verwandelte.

Eine fernere Eigenschaft der guten alten Lampe war die: Schraubte man den Docht tief hinab, so sah man nichts, schraubte man ihn hoch, so qualmte er gleich einem Kaminschlote, und also fehlte es nie an Zerstreuung in den auch dem Studenten unentbehrlichen Erholungsstunden; man konnte entweder „dunkelmäuseln“ oder Fleisch räuchern ... wenn man eines hatte.

Solch eine Lampe war meine erste Genossin. Bei ihrem bescheidenen Scheine - lampa est modesta - fand ich in meinem Reiseränzlein auch den Birnfladen - ach, wie norddeutsch klingt das Wort, wie wohlig anheimelnd dagegen unser alemannisches „Bierawäja!“ - ich fand den Birnfladen, den die Eva vorsorglich eingepackt hatte, und war eben im besten, süßesten Kauen, als die Türe aufging, eine Hand hereingriff und mich beim Schopfe in die lange Kammer zog.

Und wie ich mich beim Scheine einer ähnlichen

Lichtmaschine, deren Schild zurückgeschlagen war, verwundert umschaute, standen da drei Herren, die sahen mit ihren Nasenbrillen so furchtbar gelehrt aus, daß mir angst und bange wurde und ich mit gefalteten Händen flehte:

„Lassen Sie mich doch gehen. Ich habe Ihnen ja nichts getan, und ich will recht fleißig studieren!“

Da lachten alle drei hell auf, und einer, ein hagerer, blasser Mann mit Stoppeln im Gesichte und einer Pfeife, die beinahe den Boden berührte, rief:

„Nix da, heut’ kommst uns nicht aus! Merk dir’s: Man sagt nicht Sie, sondern du zu uns, weil wir auch Studenten sind, Philosophen allerdings und schon in der achten Klasse!“

„Und ... studieren sagt man auch nicht“, rief der zweite, der gar fein angezogen war und unter einem schön gedrehten Schnauzbärtlein eine glimmende Zigarre stecken hatte, „sondern drucken oder stucken oder quetschen oder kümmeln oder keilen oder ochsen oder büffeln ... sind lauter Synonyma für eine höchst fatale, aber in dieser besten aller Welten leider nicht zu umgehende Sache.“

Ich müßte lügen, wenn ich behaupten wollte, daß ich von dieser philosophischen Erörterung ein Sterbenswörtlein verstanden hätte; was dagegen der dritte der berühmten drei Burschen sagte und tat, das war schon faßbarer und handgreiflicher.

Der sah mit seinem Vollmondgesichte und in seinem großgewürfelten Anzuge (Häß) recht gemütlich aus und

packte auch die Sache, das heißt mich, recht gemütlich an.

Mit den Worten: „Bub, jetzt wirst eing'weiht!“ zwängte er meinen Lockenkopf zwischen seine Beine, und nun patschten drei Linienstäbe auf mich hinein, als gälte es, eine Weizengarbe im Dreivierteltakte auszudreschen, und die drei Gelehrten brüllten dazu ein Lied, das zur Hälfte wenigstens in der wilden Indianersprache gedichtet sein mochte.

Es hieß:

Ho me dareis ...
Wer nicht geprügelt wird,
Anthropos ...
G'schunden wird,
U paideuetai ...
Der wird halt nix:
Darum kriegst Wichs!

Eine Kunst habe ich zeitlebens trefflich verstanden: Ich habe allweil das Weinen und das Lachen in einem Sacke beieinander, und selbst in meinen alten Tagen genügt ein Wort, um mir Tränen zu entlocken, und wiederum ein Wort, um mein Zwerchfell zu erschüttern, weshalb ich mich auch feierlich als einen der dankbarsten Leser und Theaterbesucher erkläre.

Also weinte ich meinen neuen Freunden, die jenen Körperteil abhärteten, der bei Büchermenschen gewiß nicht zum wenigsten in Anspruch genommen wird, so viel vor, daß sie die Drescherei mitleidig einstellten.

Aus dem zweiten Abschnitt:

Ich lerne den engeren Schauplatz meiner neuen Tätigkeit kennen, bestehe die Aufnahmsprüfung und finde, daß ich eigentlich für einen Lateinschützen viel zu gescheit bin

1. Teil

Gegen die Schlucht zu, nur wenige Schritte vom alten Gymnasium entfernt, erhob sich übrigens noch ein vielfenstriger Bau. In ihm rasselten die Spinnstühle und die Krempelmaschinen und die Wollhäspel vom frühen Morgen bis spät in die Nacht hinein, und in ihm schwitzten die öligen, flockigen Buben, die keine Studenten werden konnten, und wohl auch jene, die im Studium erstickt waren. Die Baumwollfabrik neben der Gelehrtenfabrik ... für Studierende, die zu Schlafhuldas Fahne schwören wollten, eine gar ernste Mahnung!

Daß sich Wollbuben und Studierbuben nicht besonders gewogen waren, bedarf wohl kaum einer Begründung, und ich habe mit meinen Genossen späterhin gegen die nur allzugut geölte Bande unter den Bogengängen der Marktgasse oder im Hohlwege, der zu jenem Stadtteile führte, den sie den Saumarkt nannten, manch scharfe Schlacht geschlagen und ... manche Beule davon getragen.

Ganz rückwärts aber, dem Anscheine nach schon völlig am senkrecht aufsteigenden Felsen und doch durch den wildschäumenden Fluß von ihm getrennt, stand das großartige Ordenshaus und die Erziehungsanstalt der ehrwürdigen Väter, das Pensionat Stella Matutina, in

dem jene glücklichen Studenten hausten, die in der Wahl ihrer Eltern vorsichtig gewesen waren, Fürsten- und Grafenkinder, Söhne reicher Gutsbesitzer und nicht minder reicher Fabrikanten und Kaufleute, alle zusammen als „Internisten“, die Innern, von uns „Externisten“, den Äußern, den zumeist Armen, ebenso beneidet, wie sie uns der größeren Freiheit halber beneideten oder auch wohl als bezahlte Schmuggler von Zigarren, Zuckerwaren, Süßschnäpsen, Briefmarken und anderen Lebensbedürfnissen mißbrauchten.

2. Teil

Es herrschte damals das Klassenlehrersystem, das in späteren Jahren aufgehoben und in noch späteren Jahren wieder eingeführt wurde, in so ausgedehntem Maße, daß wir mit unserem Lehrer völlig verwuchsen; denn er erteilte den Unterricht in sämtlichen Pflichtgegenständen, er leitete auch unsere religiösen Übungen, er hatte für unsere Anliegen stets ein offenes Ohr, er unternahm mit uns Externisten gar oft im Jahre Ausflüge in die einzig schöne Umgebung des Studierstädtleins, er spielte mit uns wie ein Kind unter Kindern und ließ sich sogar, was ihm unsere Herzen vollends gewann, bei den winterlichen Spielen mit Schneeballen bewerfen.

Ich habe dasselbe Verhältnis bei allen meinen Klassenlehrern des Untergymnasiums gefunden; denn außer daß von der zweiten Klasse an für die naturkundlichen und mathematischen Fächer eigene Lehrer tätig waren, hatten sie Unterricht und Erziehung

in ihren Händen und waren also sozusagen fast nur für uns auf der Welt.

Leider stiegen sie nicht, wie dies heute üblich ist, mit uns empor, und also mußten wir uns zu Beginn eines jeden Schuljahres in die Eigenart des neuen Klassenvaters einleben, wobei uns die Neugierde jedoch glücklich über den Schmerz des Verlustes hinweghalf.

Daß wir Externisten, die an Zahl, Ansehen und Reichtum Geringeren, uns bald zusammenfanden, ergab sich nicht nur aus der der Jugend eigenen Leichtigkeit, Bekanntschaften zu schließen, sondern auch aus einem gewissen Korpsgeiste; denn in den ersten Unterrichtsstunden wurde es uns klar gemacht, daß wir mit den Internisten, die wohl in dieselbe Klasse kamen, aber vor uns saßen, durchaus keinen Verkehr pflegen dürften, und also schlossen wir Äußern uns fest zusammen, ein kleines Volk von Brüdern, und es verging kaum eine auf dem oben erwähnten Spielplatze zugebrachte Stunde, so hatten wir uns gegenseitigin aller Formlosigkeit vorgestellt und bereits einige Sonderbündnisse und Einzelfreundschaften geschlossen, die auch in Zukunft manchen Lichtblick in unser Leben warfen oder auch Ursache unserer Rückschritte wurden.

3. Teil:

Ein armer Kupferschmied hat mich die letzten Jahre meiner Gymnasialstudien je an einem Wochentage verköstigt. Der Mann hatte wenig Arbeit und guckte manchmal in seiner Ratlosigkeit zu tief ins Glas.

Dann wurde er wild und warf in der Stube, allwo ich, der Philosoph, das Fatschenkind in den Armen, in einem Winkel stand, alles drunter und drüber.

Der Mann hatte nämlich auch ein Fatschenkind und ein Weib, aber keine Magd und auch keinen Lehrbuben.

Das Fatschenkind aber dachte: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei“, und also schrie es, sooft die Mutter eine Arbeit verrichten wollte, und also schrie der Mann, wenn keine Arbeit verrichtet und kein Essen gekocht war, und also blieb mir nichts übrig, als mich zur Kindsmagd zu erniedrigen, und es war wohl gar gut, daß ich an dem kleinen Toni, dem ersten Kinde der Vettersleute in der Großmutterstube, der nun schon längst ein wackerer Pfarrherr ist, meine Studien gemacht hatte und so alle Bedürfnisse des kleinen Kupferschmiedes kannte und ihn beinahe wie eine Mutter zu betreuen verstand.

Der Mann gab mir auch nie ein böses Wort; denn er wußte das gelehrte Kindsmädchen zu schätzen, das ihm wenigstens an einem Tage der Woche zu einem rechtzeitigen Mahle verhalf.

Das Kind aber liebte mich so sehr, daß es mir schon von weitem die Händchen entgegenstreckte, und heute noch haben mich die Kinder gar gerne; sie ahnen wohl, daß ich im Notfalle meine Dienste nicht verweigern würde.

Aus dem dritten Abschnitt:

Woraus der Leser ersehen kann, daß manchmal die üppigsten Halme taube Ähren tragen, daß einer aber auch hie und da etwas lernt, wenn er nichts lernt

1. Teil

Die süße Lotosfrucht ist das Faulenzen; wer's einmal verkostet hat, der vergißt die Heimat, die seiner Kraft bedarf, die Eltern und Geschwister, die für ihn darben, der vergißt, was das Schlimmste ist, in der Gegenwart schwelgend, sich selbst und seine Zukunft, und nur ein starker Odysseus oder ein Gott vermag ihn dem verderblichen Traumleben zu entreißen und auf die Ruderbank des Lebens zu setzen, auf daß er mit mächtigem Arme den Lauf des Schiffes fördere.

Ich hatte, durch die Mühelosigkeit meiner ersten Erfolge verführt, von der Lotosfrucht gekostet, und nun war bei meinem lieben Lehrer lange Zeit der Liebe Müh' umsonst.

Hatte ich am Schlusse des Winterhalbjahres, wie ein Dachs von dem früher angesetzten Fette zehrend, noch ein halbwegs leidliches Zeugnis erhalten, so ging's im Sommer, als der Proteus der lateinischen Zeitwörter sich in tausend Gestalten wandelte, schnurstracks den Abhang hinunter.

Der Lehrer wandte allerlei Kunstgriffe an, um uns alle und mich insbesondere in andauerndem Fleiße zu erhalten.

2. Teil

Es half aber ebensowenig, als daß mich der Lehrer hie und da von den gemeinsamen Spaziergängen ausschloß oder daß er mir in sorglich verschlossenem Schulzimmer Zeit zur Arbeit verschaffte; denn ich hatte eben Lotos gegessen.

Ein andermal ließ er mich in seine schlichte Zelle rufen. Er setzte mich mit väterlicher Milde auf seinen Schoß, er blickte als Priester in die geheimsten Falten meines Herzens und ... entdeckte wohl nichts als Kindereien, er sprach mir so liebreich zu, daß ich völlig in Tränen aufging und die heiligsten Vorsätze faßte und ... sie auch wieder brach; denn ich hatte eben Lotos gegessen.

Also brach auch das Verhängnis über mich herein!

Ich hatte den gesetzlichen Anforderungen in der lateinischen Sprache nicht genügt, und das Aufsteigen in die zweite Klasse wurde von dem Ergebnisse einer Prüfung abhängig gemacht, der ich mich nach der Vakanz zu unterziehen hatte.

3. Teil

Der Blick ward mir erst nach der Maturitätsprüfung zuteil und ein freundliches Lächeln noch dazu, und also kann sich der boshafte Leser meiner Bekenntnisse noch auf manche Verirrungen gefaßt machen, unter denen mir die Lotosesserei des ersten Schuljahres noch die harmloseste zu sein scheint; ja, ich habe eigentlich, da ich

nichts lernte, doch ziemlich viel gelernt, und daher fühle ich mich fast versucht, dem gar so süßen Nichtstun zur hellen Freude gewisser Musensöhne ein Loblied zu singen.

Josef Wichner, 1872, nach der Matura.

Doch wenn ich das liebliche Ding schärfer ins Auge fasse, zerrinnt es gleich dem Schneemann in der Sonne in ... nichts, und ich komme zur Überzeugung, daß ein Lebewesen zwar faulenzen, seine Standespflichten vernachlässigen oder, wie der Grieche dazu richtig sagt, „Allotria" treiben, nie aber nichts tun kann.

Ich wenigstens bring's heute noch nicht zuwege, nicht einmal fünf Minuten lang ... lieber lege ich mich

schlafen, und da soll das Kind mit seinem so regen Tätigkeitstriebe nichts tun können?!

Darum eben gibt's auch keine härtere, unnatürlichere und schädlichere Bestrafung eines Kindes als jene, die es für längere Zeit ... ins Winkerl und zum Nichtstun verbannt; denn so ein pädagogischer Narrenstreich ähnelt dem Beginnen eines Mannes, der es unternimmt, einem Karpfen ... auf dem Festlande etliche Kunststücke beizubringen.

Allerdings, der Tätigkeitstrieb des Kindes ist vorerst Spieltrieb, und also war der Spielplatz zwischen dem neuen Gymnasium und den Gemüsegärten der Bürger meine Welt, und die Zöglinge der ehrwürdigen Väter waren meine Lehrmeister.

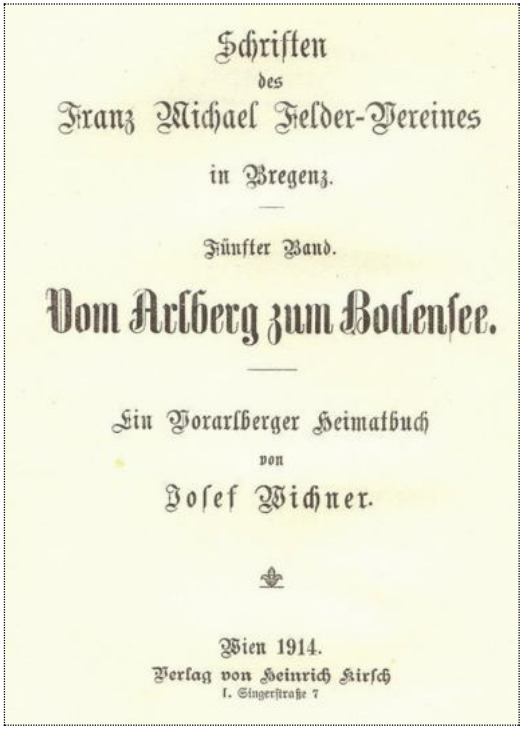
Uns waren sämtliche Jugendspiele, deren sich die Studierenden nunmehr infolge eines amtlichen Erlasses unter Leitung ihrer Lehrer befleißen müssen, nichts Neues, und ich wundere mich nur darüber, daß man der Jesuitenschule, welche die Spiele schon längst planmäßig betrieben, so selten dankbar gedenkt.

Spiele, als da sind: Handball, Fußball, Barholen, Himmel und Hölle, Fuchs ins Loch, Hahnenkampf, Schlittschuhlaufen, russische Eisbahn u. a., waren bereits vor dreißig Jahren unser tägliches Brot, und also ward ob der Geistebildung des Leibes Gesundheit und die Stählung der Körperkraft durchaus nicht vernachlässigt, wenn auch eine gleichmäßige Durchknetung der Muskeln erst dem im Schuljahre 1869/70 eingeführten Kunstturnen zugewiesen wurde.

Geschichten aus „Vom Arlberg zum Bodensee“

Das Buch „Vom Arlberg zum Bodensee“ von Josef Wichner ist erstmals im Jahre 1914 erschienen (zweite Auflage 1920). Die Lesung am 17. Juli 2014 in Bludenz sollte auch an das 100-jährige Jubiläum der Ersterscheinung dieses „Vorarlberger Heimatbuches“ erinnern.

In diesem Buch sind manche Werke zu finden, die vielleicht noch aus der Schulzeit in Erinnerung sind. Im Anhang 4 (S. 91) finden Sie einen Auszug aus dem Inhaltsverzeichnis dieses Buches.


Schriften
des
Franz Michael Felder-Vereines
in Bregenz.

Fünfter Band.

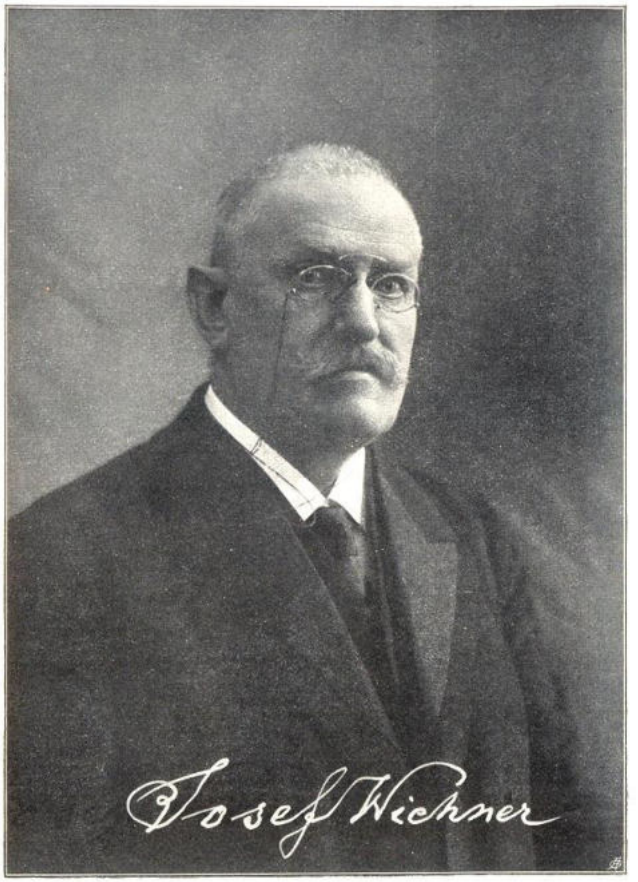
Vom Arlberg zum Bodensee.

Ein Vorarlberger Heimatbuch
von
Josef Wichner.

Wien 1914.
Verlag von Heinrich Kirsch
I. Singerstraße 7

Innendeckblatt (Ausgabe 1914).

Im vorderen Teil ist eine Fotografie und ein ausführlicher Lebenslauf („Aus meinem Leben“) Josef Wichners enthalten.



Josef Wichner (1914)

Josef Wichner (1914).

Das Buch ist im Buchhandel (oder Internet) nur noch antiquarisch erhältlich. Vereinzelt wird es in Bibliotheken angeboten (z.B. Stadtbücherei Bregenz, Stadtbücherei Dornbirn und Vorarlberger Landesbibliothek).

Ein armer Esser

Ein armer, bedauernswerter Esser, das bin ich gewesen, und wie das zugegangen ist, will ich euch gleich erzählen.

Das Studierstädtlein Feldkirch.

Wie ich vor vielen Jahren ein drei Käse hohes Studentlein war und schon „mensa, der Tisch“ sagen konnte trotz einem und derowegen nur mehr lateinisch sprach mit meinen Gespanen, da war ich, wie alle blutarmen Studentenbüblein, im Essen und Trinken ungemein wählerisch: Fasanen und Backhühner schaute ich nicht einmal an, Gänse und Enten sah ich hundertmal lieber im Teich schwimmen als in der Bratröhre schwitzen, und vor einem Schnepfendreck hätte mir, Gott sei’s geklagt, wahrhaftig gegraust. Mit dem Getränk war’s die nämliche Geschichte: nur das

Beste war mir gut genug, das klare Wasser aus der Fabrik Fels und Genossen; nach anderem Gesüffe wie nach Wein, Bier, Most schielte ich höchstens alle heiligen Zeiten einmal und tat auch dann nur das eine oder andere Süpflein (Schlücklein) aus dem Glase eines Vetters oder einer Base.

Ich hatte wohl auch allen Grund, wählerisch zu sein; denn ich bezahlte mit der besten Münze, so es gibt im Himmel und auf Erden, mit einem baren „Vergelt's Gott!“ nämlich, und darauf ließ ich mir nie etwas herausgeben, selbst dann nicht, wenn das Essen hie und da kein „Vergelt's Gott“ wert sein mochte, weil's, sehr selten freilich, Leute gibt, die da meinen, für den verlorenen Sohn sei ein Saufutter und für einen armen Studenten ein Hundefressen immerhin gut genug.

Deswegen war in dem Studierstädtlein an der Ill ein großes Geriß um mich, und so aß ich, um ja niemand zu beleidigen, heute da und morgen dort, heute im Erdgeschosse beim Schneider Pumperstein, morgen im Dachstüblein bei der Jungfer Drehdenhaspel, heute in der Küche beim Weber Mahlefein, morgen in der Stube beim Bauherrn Hauenstein, ja an Sonntagen, wo ich Zeit hatte, wanderte ich sogar eine volle Stunde weit durch den Henkerwald nach Bergdorf zum Bauern Dungewohl, und es war dies gar annehmlich, besonders im Winter bei Glatteis; denn da ging's aufwärts auf allen vieren, aber langsam, abwärts nur auf einem, aber schnell.

Und wo immer ich hinkam, da trugen die guten Leute meinem Leckermaul zumeist vollauf Rechnung. Sie

kannten meinen Geschmack und quälten mich nicht mit Entenhaxen und Hasenläufen, Rehschlegeln und Rebhuhnbrüstlein, denen mein an Erdäpfel und Kaffee, Türkenriebel und Schlegmilch gewöhnter Magen kurzweg den Laufpaß gegeben hätte.

Und doch ging es mir zweimal recht schlecht, gleich im ersten Jahre meiner wissenschaftlichen Laufbahn, einmal weil ich zuviel, und einmal weil ich zu wenig aß, und ich verlor Knall auf Fall zwei Kosttage, eben weil's die Leute nur gar zu gut mit mir meinten und ich noch zu dumm war, ihre Meinung zu erraten, und zu schüchtern, meines Magens herbes Leid zu klagen.

Das trug sich zu wie's folgt:

Bei zwei alten Jungfrauen, die wir Studentlein, ich weiß nicht warum, die Tanzpuppen nannten, bekam ich jeden Dienstag, den Gott gab, Eierkoch, von guten Patrioten auch „Kaiserschmarren" genannt, und süßes Apfelmuß. Es war dies meine Leibspeise, nach der mir die Zähne wässerten, wenn ich nur daran dachte. Darum hatte ich's mit meinem Eierkoch wie der weltbekannte Liebhaber mit seiner Laurentia. Ich träumte von dem lieben Eierkoch, ich zählte Tage und Stunden:

„Eierkoch, ach, lieber Eierkoch mein,
Wann wollen wir wieder beisammen sein?"
„Am Dienstag."
„Ach, wenn's nur alle Tag Mittwoch, Donnerstag, Freitag, Samstag, Sonntag, Montag, Dienstag wär',
Und ich bei meinem, bei meinem, bei meinem, bei meinem, bei meinem, bei meinem, bei meinem Eierkoch wär!"

Und war ich bei meinem Eierkoch, so tat ich meine Pflicht wie der tapfere Soldat vor dem Feinde und beobachtete ein altes Hausgesetz, das Überlassen oder „Leiben“ für eine Schande erklärt und allüberall Gültigkeit hat, wo sieben Spatzen mit fünf Mücken vorlieb nehmen müssen, so gewissenhaft wie ein Heiliger die zehn Gebote. Ich schleckte die Teller rein aus und ersparte der Köchin das Abwaschen.

Die guten, alten Tanzpuppen aber kamen in ihren weiten Reifröcken angewackelt, guckten erschrocken in die spiegelblanken Teller und waren des einig, das Büblein sei wohl recht ausgehungert aus dem Städtlein Bludenz gekommen; man müsse ihm also wacker zuheben, tiefer in den Mehltrog greifen und noch ein Ei darüber schlagen.

Und sie griffen tiefer hinein, immer tiefer von Woche zu Woche, und sie schlugen Eier über die Pfanne, soviel eine brave Henne nur zu legen vermochte, und sie guckten jedesmal, wenn ich fort war, in die Teller und schlugen die Hände über den Köpfen zusammen, wenn sie nichts sahen als ihre runzeligen, verwunderten Gesichter auf dem spiegelblanken, zinnernen Rund.

Ach, warum kannten sie das Hausgesetz der Armut nicht! Ach, warum guckten sie nie durch die Fenster windschiefer Hütten in die Stuben der Not, wo sich die armen Kinder um den letzten Bissen raufen und selbst die Geschirre zu verschlingen drohen!

Die Tanzpuppen warteten vergebens auf den Augenblick, in dem mein Magen die Arbeit nimmer zu

bewältigen vermögen würde. Ich aß mit Lust, mit Gewalt und kriegte das Ding allweil fertig. Ich aß wie drei Drescher, ich lockerte meinen Gurt um ein Loch nach dem andern und kriegte das Ding fertig. Ich schwitzte wie ein Dachs, wenn er Vorräte sammelte im brennenden Sommer für den langen Winter, ich stopfte mich voll bis zum Halse und kriegte das Ding allweil fertig. Und als es rein nimmer gehen wollte, da breitete ich, wenn niemand in der Nähe war, mein Sacktüchlein auf den Tisch, schüttete den geliebten Eierkoch hinein und das süße Mus oben drauf, trug die Bescherung behutsam unter dem fadenscheinigen Röcklein in mein kaltes Stüblein und kriegte so das Ding wiederum fertig.

Und was war der Lohn meiner redlichen Arbeit? Als ich den Tanzpuppen nach einem halben Jahr mein erstes Zeugnis überreichte und, des üblichen Zwanzigers gewärtig, verschämt in einem Winkel stand, da hättet ihr, liebe Leser, das Donnerwetter hören sollen, das, ganz zur Unzeit, mitten im schönsten Winter losbrach.

Das Zeugnis, meinten die guten alten Jungfern unter ihren Messingbrillen heraus, sei schon recht; ich habe auch danach gefressen, daß es gut sein könne. Aber einen Werwolf, der das Ungesegnete im Leibe hab und sich alsgemach anschicke, sie mit Haut und Haaren zu verschlingen, so ein Mastkalb, so einen Nimmersatt könnten sie unmöglich länger füttern. Ich solle mich nur auf der Stelle fortmachen und zusehen, daß ich im Schlaraffenland eine Anstellung bekomme. In einem halben Jahre werde ich's wohl auch fertig kriegen, das

ganze Schlaraffenland mit all seinen eßbaren Kostbarkeiten.

Was wollte ich machen? Als ich mich anschickte, den Tanzpuppen die Grundursache meiner entsetzlichen Gefräßigkeit aufzudecken, blieb mir, wie zumeist, wenn ich etwas Gescheites sagen wollte, die Rede im Hals stecken und hätte mich bald erwürgt.

Ich stolperte also mit Tränen in den Augen die hölzerne Schneckenstiege hinab und erbettelte mir einen anderen Kosttag bei einem hochgestellten Beamten, von dem die Sage berichtete, er führe die feinste Küche im Land auf und ab.

Aber … was ein gerechter Pechvogel ist, dem kann das Glück auf der Nase sitzen, er tritt es doch mit Füßen.

Mit Vorsätzen, die einem Dr. Tanner, diesem berühmten Kunsthungerleider, zur Ehre gereicht hätten, betrat ich die Stätte meines künftigen Unglücks, eine gar wohlriechende, wonnesame, brodelnde, prasselnde Küche.

Die Köchin, so in ihrem eigenen Fette beinahe erstickte, maß mich mit ihren kleinwinzigen Äuglein vom Kopfe bis zu den Füßen, lächelte huldvoll, aber nur wenig um den Mundwinkel herum, weil ihre Wangen zu angeschoppt waren und nimmer mittun konnten, und stellte so viele Schüsseln voll der seltsamsten Speisen vor mich hin, daß ich ohne persönlichen Nachteil fünf Studentlein hätte einladen können.

Die mildherzige Kochkugel hatte offenbar gleich beim ersten Anblicke einen Narren an mir gefressen und sich heilig vorgenommen, mich binnen Jahresfrist zu eben

solch einem Ungeheuer heranzumästen, wie sie selber eines war.

Aber wer von dieser löblichen Absicht keinen Dunst hatte, das war ich.

„Aha," dachte ich mir, „die hat es bereits erfahren, daß du ein nimmersatter Vielfraß bist, und sie will dich zu Tode füttern, auf daß sie dir bald abkomme. Aber nunmehr bist du gewitzigt und weißt schon, was sich schickt in vornehmen Häusern."

So aß ich denn so zimperlich wie ein Zaunschlüpfer, der sich wegen seines Amtes vor dem Dickwerden hüten muß und mit etlichen Beeren und ein paar Wassertröpflein sein hinreichendes Auskommen findet.

Es fiel mir dies um so leichter, als ich beim ersten Bissen merkte, mein verwöhnter Magen sei nicht geneigt, mit völlig unbekannten und … allzugut gekochten Speisen Freundschaft zu schließen. Wenn wir Kinder zu Hause Riebel aßen, dann pflegten wir vorerst Türen und Fenster zu schließen, auf daß ihn der Wind nicht entführe; hier aber rann das Schmalz in den Speisen herum, wie das Wasser in den Tropfsteingrotten, und davon wollte mein Leibtyrann so wenig wissen, wie ein Wetzstein vom Schwimmen oder ein Alpenkälblein vom Lendenbraten. So oft ich einen Löffel oder eine Gabel voll hinabschickte, so oft drehte sich der närrische Kerl im Kreise herum wie eine verrückte Katze, die ihren Schweif fangen will, und darum ließ ich, artig über alle Maßen, weit mehr als die Hälfte der gewiß vorzüglichen Speisen in den Tellern zurück.

Die fette Köchin aber schüttelte den Kopf, so gut es ihr dicker Hals erlaubte, und dachte sich, das Büblein sei wohl recht heiklig und sie müsse ihm das nächstemal etwas besseres in die Schüssel legen.

So kochte sie mir denn im Verlaufe eines halben Jahres das ganze Kochbuch vor, vom Apfelstrudel bis zu den Zwetschkenknödeln, vom Beuschel bis zum Stockfisch, leider stets mit dem gleichen Mißerfolg. Ich blieb zimperlich trotz Prato und Schreder, und erst als es Vorwürfe zu regnen anfing und mich aus dem Herddampf eine zornige Stimme zum Dreinhauen und Aufessen anhielt, tat ich mein möglichstes, um wenigstens über die Hälfte all der entsetzlichen Herrlichkeiten hinauszukommen. Hatte in der Eierkochzeit der warme Schweiß fröhlicher Arbeit mein Gesicht gebadet, so perlte mir jetzt der eiskalte Todesschweiß über Stirn und Wangen herab. Hatte ich von den Tanzpuppen den Eierkoch im Schnupftüchlein nach Hause getragen, um ihm abends zwischen dem Katechismus und der lateinischen Sprachlehre den Garaus zu machen, so trug ich jetzt manches Häuflein gebratener Grundbirnen, gesulzten Fleisches, gerösteter Schnecken und gebröselter Froschhaxen in demselben Tüchlein dem Mühlbach zu und warf es mit dem brünstigen Gebet, Gott möge mir meine Sünde verzeihen, den staunenden Fischlein vor. Ein zum Tode verurteilter kann den Tag seiner Hinrichtung kaum mit mehr Bangen erwarten, als ich armer Esser den schrecklichen Dienstag, und wenn ich träumte, standen lauter kugelrunde Köchinnen mit

fetttriefenden Speisen um mein Bett herum, häuften die Löffel an und zwängten mir das Essen ein, ich mochte mich verwehren und verzappeln, soviel ich wollte.

Endlich kam der Tag, an dem ich zum schmalzlosen Riebel in mein Heimatstädtchen zurückkehren durfte, der Tag, an dem meine Schande abermals offenbar wurde.

Die wohltätige Beamtenfamilie fand es nicht der Mühe wert, mein Zeugnis in Augenschein zu nehmen. Schon bei der Haustür empfing mich die Kochkugel, einen gewaltigen Kochlöffel schwingend, dem Racheengel vergleichbar, der unseren Stammeltern die Rückkehr ins Paradies mit feurigem Schwert verwehrt hatte.

Ich solle nur gleich kehrt machen und laufen, soweit mich meine Füße tragen könnten, schrie sie mich an. So ein fasierliger (wählerischer, verwöhnter) Feinschmecker sei ihr und ihrer Herrschaft noch gar nie vorgekommen. Man sehe schon, die Bettler hätten es noch zu gut im Land und es müsse wohl noch eine gehörige Hungersnot kommen, um ihnen das Herumschmecken und das Herumstochern zu verleiden. Ich solle schauen, daß ich in des Kaisers Küche einen Kosttag ergattere; vielleicht sei es mir dann gut genug.

So ging das noch eine Weile fort und nahm kein Ende, bis ich den Gescheiteren spielte und stumm wie ein Fisch davonschlich.

Ehrlich gestanden, ich war eigentlich froh, daß ich auf einmal von einer Last befreit wurde, der ich mit der Zeit erlegen wäre.

Das Wohlleben und Feinessen war nicht für mich,

und über eine schlichte und kräftige Hausmannskost bringe ich's wohl nie hinaus, weder im Leben noch im Dichten.

Vom Sie zum Du

Wie man sich gegenseitig anzureden hat, darüber entscheidet der Landesbrauch und der ist lange nicht überall gleich; sagte ja schon der Knöpfleschwab, als er von Lindau nach Kempten fuhr und in einem Hause am Immensee eine Sau im zweiten Stockwerke aus dem Fenster schaute, zu seinem Buben: „Andere Länder, andere Bräuche."

Darum muß man eben Augen und Ohren offen halten und sich nach dem Brauche richten.

Es gibt Gegenden, da sagen selbst Eheleute zu einander Sie, als ob sie sich weltfremd wären, und es gibt hinwiederum Gegenden, da duzt sich alles in vertrauensseliger Brüderlichkeit, wie z. B. im Walsertale, wo selbst der Pfarrer zum Hirtenbuben du sagt und ... der Hirtenbub zum Pfarrer auch.

Wer da eine neue Sitte einführen will, der muß sich auf Widerspruch und Irrungen gefaßt machen.

Der Pfarrer von Raggal hat's erfahren; denn der stellte seinen Leuten einmal vor, wie daß es sich gar nicht schicke, daß der schmierigste Kuhhirte und die schmutzigste Schweinemagd zum Stellvertreter Gottes du sage, und da bekam er von einem schnippischen Bauernweibe die Antwort: „Wir sagen ja zum Herrgöttlein auch du!"

Ein anderes Weib dagegen nahm sich des Herrn

Pfarrers Wort zu Herzen, und wie der sie einmal eines kranken Kindes halber heimsuchte, wollte sie dem geistlichen Herrn beweisen, daß sie auch höflich sein könne, wenn man's verlange.

Es saß aber auf dem einzigen Stuhl ihres Hausrates eine jener rostbraunen Katzen, aus denen die Walser ihre Schlupfer oder Müffe nachen, eine alte Bekanntschaft, die man schon duzen durfte, und zur Tür herein kam der Pfarrer, dem man den Stuhl anbieten und den man nach der neuen Mode siezen mußte.

Darum also rief das Weib, in seiner Verwirrung alles durcheinander bringend:

„Katz, marschen Sie abe, und Herr Pfarrer, hock du daher!"

Mit der alten Mariann' ist's mir selber einmal ähnlich ergangen.

Wie ich noch ein Schulbüblein war und am Ende des Jahres unter gewaltigem Tusch der Musik vom Hochaltar aus des guten Pfarrers liebreiche Hand einen Preis holen durfte und vor lauter Freud' unter demselben gewaltigen Tusch der Musik der Länge nach hinpurzelte, da war die Mariann' eine junge Fabriklerin, die in unserem Häuschen wohnte und mir goldene Heiligenbilder schenkte und mir die wunderbaren Geschichten vom hörnernen Siegfried, vom guten Friedolin und dem bösen Dietrich, vom Kaiser Karl im Untersberg, vom Erzzauberer Doktor Faust und viele andere lieh, und deshalb durfte sie du zu mir sagen, und ich blickte staunend zu ihrer Güte und Weisheit hinauf und ihrzte sie.

Dann aber entriß mich die Lateinschule für lange Jahre dem Städtlein, wo ich meine lieben Eltern so früh verloren hatte, und dann kam ich weit fort in die Geistlichenschule, und dann wieder weit fort in die Professorenschule, und wie ich als neugebackener Professor durch mein Geburtsstädtlein spazierte, da kam ein altes Weiblein, mit Baumwollflocken überdeckt, auf mich zu, schaute mich lange an und sagte:

„Ich meine fast Sie sind der Josef. Ja freilich sind Sie's, und groß geworden auch noch, und gar einen Bart haben Sie! Aber viel Jahre seid Ihr fortgewesen und habt wohl vieles gelernt in der Fremde und seid jetzt ein Herr, vor dem die Leut den Hut abtun. Aber, nicht wahr, man geht doch gerne wieder heim. Ja freilich, fremd ist und bleibt fremd und daheim ist daheim. Und jetzt, gelt Josef, jetzt bleibst du wieder bei uns? Weißt, so gescheit sind wir wohl nicht, wie du bist, und kannst uns zehnmal verkaufen, aber ein Herz, ein treues Herz, das findest doch nur bei uns im Städtlein an der Ill. Ist auch auswendig Baumwolle im Rock und in den Haaren, drinnen ist liebwarmes Blut, und das tut dir halt wohl, gelt?“

Was hab' ich tun wollen?

Ich bin verstohlen gegen die Augen gefahren und hab' die alte baumwollene Mariann' ins Wirtshaus genommen und hab' mit ihr Bruderschaft getrunken zur selbigen Stunde.

Ja, das hab' ich!

Von den Spitznamen

In Schwaben und Bayern, in Österreich und Preußen und wohl überall, wo Menschen auf zwei Beinen gehen, haben sie die dumme Gewohnheit, sich Schimpf- oder Übernamen zu geben und sich so wehe zu tun, gleichsam als ob es nicht sonst Wehe genug auf Erden gäbe und die Leute also mithelfen müßten.

Da heißt der eine Buckel, der andere Kropf, der eine Langohr, der andere Einaug, der eine der Krumme, der andere der Lahme, der eine der Weiße, der andere der Rote - lauter Namen, die unseren Mitmenschen Fehler vorhalten, an denen sie so wenig schuldig sind, als die Katze Salomons am Bau des Stephansturmes in Wien.

Und deswegen habe ich diese üble Gewöhnung mit Recht dumm genannt.

Es ist aber auch keine Kunst, einem Menschen so einen Namen aufzubringen. Man braucht dazu nicht viel Grütze im Kopfe; denn solch äußerliche Körpergebrechen sieht jedermann, wenn er nur Augen im Kopfe hat.

Leider geht es oft soweit, daß man sogar den ehrlichen Geschlechtsnamen des Beschimpften vergißt und daß die Buben und Mägdlein auf den Gassen nur die Übernamen kennen. Fremde Leute werden dann durch solchen Unfug manchmal in Verlegenheit und Ungemach gebracht und können doch nichts dafür.

Davon weiß ich ein Geschichtchen.

Kommt da im Hochsommer ein grundgelehrter Professor aus dem großen Deutschlande nach Vorarlberg und ins Städtlein Bludenz. Es kommen viele Fremde

dorthin; denn die Wirte säckeln einen nicht ganz aus, sondern nur halb, die Bewohner sind umgänglich und die Gegend ist überaus lieblich. Man kann die schönsten Berge besteigen, hinauf zum Lünersee oder gar auf den Gletscher oder auf den Pfannenknecht und noch auf viele andere Berge, wo man mit Freuden wahrnimmt, daß die Welt unseres lieben Herrgottes zwar buckelt, aber doch schön ist über alle Maßen.

Merkt's wohl, lieber Leser, auch ein Mensch kann buckelt sein oder blind oder lahm und kann doch wunderschön sein an Herz und Gemüt. Und wenn er nach und nach trotzig wird und starrköpfig und boshaft, so hast du das zu verantworten am jüngsten Tag mit deinem ewigen Necken und Hänseln.

Der Professor also, der das ganze Jahr hinter den Büchern sitzt und heraustipfelt, wie die alten Deutschen das Bier gebraut und wie sie es getrunken haben, da ja doch kein böhmischer Glasträger zu ihnen gekommen ist, der will natürlich auch einmal frische Luft in seine Lungen pumpen droben auf den Bergen von Bludenz. Da aber das Gehen dort ein wenig beschwerlicher ist, als auf den gepflasterten Bürgersteigen der Hauptstadt oder im schattigen Tiergarten, so will er sich einen tüchtigen Bergstock kaufen, und daran tut er gut.

Er sieht auf der Gasse einen Buben in Adams Schuhen und Evas Strümpfen und in einem abgetragenen, aber fein säuberlich geflickten Gewande. Der Bub sammelt in einen Schiebkarren, was die Kühe wegwerfen und die Pferde auch; denn er ist arm, aber gescheit, und

weiß, was auf der Landstraße als Mist gilt, das ist auf Feldern und Wiesen Gold. Den Buben redet der Professor an und will wissen, wo man einen Bergstock kaufen könne.

Der Bub nimmt seinen Strohhut vom Kopf und sagt freundlich, wie es schon die Kinder in Bludenz gelernt haben von den tüchtigen Lehrern daselbst: „Gon nu dört unter d'Böga zum Gizeböckle!“ (Geht nur dort unter die Bogengänge zum Geißböcklein!)

Das war alemannisch oder schwäbisch geredet; der Professor aber war ein Preuße. Da er es jedoch mit Studieren schon fast herausgebracht hatte, wie die alten Deutschen das Bier gebraut, so verstand er die Worte des Mistsammlers auch nach einigem Grübeln. Nur der Name des Kaufmannes machte ihm Schwierigkeiten. Er legte sich aber auch den zurecht, trat ins kleine Gewölbe und wandte sich in reinstem Schriftdeutsch, wie es die Preußen halt sprechen, an den kleinen Mann mit dem Spitzbart hinter der Budel (Verkaufstisch): „Juten Tach, Herr Ziechenbock! Haben Sie nich enen Alpenstock?“

Da hätte der Leser die Wut des Kaufmannes sehen sollen! Er hieß nämlich durchaus nicht Ziegenbock, sondern nur Maier, wie so viele ehrliche Deutsche; aber weil er ganz gegen seinen Willen dem bewußten Tiere ähnelte, so hatte er den Übernamen erhalten, und der Mistbub war nicht schuldig, daß der Maier sich gefoppt glaubte, krebsrot im Gesicht wurde, hinter der Budel hervorsprang, gotteslästerlich fluchte und den Professor, der sich dessen nicht versah, ohne weiters auf die Straße

hinauswarf und über das Stoßtrühlein hin, so daß es knackte und zerbrach und der Professor zwar ein weiches Lager bekam, aber kein angenehmes.

So kann's gehen mit den dummen Spitznamen! Würde man sich dessen abtun, man könnte sich und andern viel Verdruß und manches Leid ersparen.

Da hat ein gutherziger Leser noch Angst wegen des Buben und meint, der bekomme jetzt zu Hause den Buckel voll, wenn er mit dem zerbrochenen Trühlein anrücke. Der Leser mag sich beruhigen; denn der Professor ist auch gutherzig. Wie er den Zusammenhang erfährt, gibt er dem weinenden Buben ein Fünfmarkstück, und damit kauft sich der Bub eine funkelnagelneue „Benne", die schönste in der ganzen Gegend.

Den Professor aber muß noch die Hirschenwirtin in die Arbeit nehmen.

Detlev Gamon

Nachwort

Rückblick

Josef Wichner hatte Vorarlberg 1880 „der Liebe wegen“ verlassen, wie er schreibt. Am 28. August desselben Jahres heiratete er Marie Mathiasch aus Enzersdorf im Thale bei Hollabrunn in Niederösterreich. Josef Wichner lebt fortan mit seiner Frau in Krems an der Donau, er hat aber Vorarlberg immer als seine Heimat in Ehren gehalten. Viele seiner Werke belegen seine Liebe zu Vorarlberg: Die beiden autobiographischen Romane „Im Schneckenhause“ und „Im Studierstädlein“, auch die Sammelbände „Vor dem Arlberg“ und „Vom Arlberg zum Bodensee“, zeugen davon.

Bei seinen beiden letzten Vorarlberg-Besuchen (1922 und 1923) wurde Wichner wie ein Popstar gefeiert.

Aber auch nach seinem überraschenden Tod am 14. Juni 1923 hat Vorarlberg den berühmten Sohn nicht vergessen. Viele seiner Werke mit Bezug zu Vorarlberg wurden neu aufgelegt, in Büchern, Zeitungen, und Kalendern abgedruckt und in wissenschaftlichen Werken zitiert.

Denkmäler

Josef Wichner hat seinen beiden Ziehmüttern „Eva“ und „Senza“ mit seinen drei Romanen (siehe Seite 20) ein bleibendes Denkmal gesetzt.

Er selbst erfuhr schon zu Lebzeiten viele Ehrungen. Hervorzuheben sind die Anbringung einer Gedenktafel an

seinem Geburtshaus in Bludenz (1916) und die Verleihung der Ehrenbürgerschaften der Städte Bludenz und Krems an der Donau (1922).

Die Stadt Krems hat dem Schriftsteller ein Ehrengrab bereitet (siehe Seite 16 unten).

Gedenktafel am Ehrengrab in Krems an der Donau.

Bald nach seinem Tod wurde im Gymnasium Krems eine Wichner-Büste geschaffen, die noch heute in einer Galerie anderer bedeutender Persönlichkeiten im Gymnasium besichtigt werden kann.

Mehrere Orte und Städte erinnern an den Volksschriftsteller, indem sie Straßen und öffentliche Einrichtungen nach ihm benannt haben. Bekanntlich wurde in Bludenz die Wichner-Straße und die Hauptschule nach Josef Wichner benannt; weiters führen Straßen oder Gassen in Altach, Dornbirn, Feldkirch, Höchst, Hohenems und Lustenau in Vorarlberg, sowie in Krems

an der Donau und in Wien den Namen nach dem Volksschriftsteller.

Eine große Ehre wurde „unserem Wichner“ zuteil, als der „Franz-Michael-Felder-Verein“ in Bregenz 1985 begann, unter dem Begriff „Ausgewählte Werke“ seine wichtigsten Arbeiten neu aufzulegen. Auch die „Gesellschaft Vorarlberger Münzfreunde“ hat mit der „Wichner-Medaille“ den Dichter geehrt und ihm damit ein Denkmal gesetzt.

Ausblick

Die Stadt Bludenz möchte die Gedenktafel vom Geburtshaus Wichners wieder an einem würdigen Platz ausstellen (siehe dazu Seite 6).

Gedenktafel vom Geburtshaus Wichners.

Weiters ist in Bludenz geplant, auch die „Neue Mittelschule Bludenz“ wie die bisherige Hauptschule mit dem Ehrennamen „Josef Wichner“ zu versehen.

Eine weitere Möglichkeit, das Andenken an Josef Wichner in Bludenz zu bewahren, aber auch zur Information für Einheimische und Gäste der Stadt Bludenz, böte sich durch die Anbringung einer Gedenktafel am „Schneckenhaus“ in der Mühlgasse, wo Josef Wichner bald nach dem Tod seiner leiblichen Eltern gewohnt hatte. Diese Gedenktafel könnte vielleicht so gestaltet werden, dass sie außer an Josef Wichner auch an die beiden Heldinnen "Eva" und "Senza" erinnert?.

Ein weiteres Anliegen: Vielleicht läßt sich das Projekt des Franz-Michael-Felder-Vereins zur Herausgabe des als „Band V“ geplanten Vorarlberger Heimatbuches „Vom Arlberg zum Bodensee“ doch noch irgendwann verwirklichen?

Lesungen und Wichner-Lieder

Nach der Lesung in Bludenz hat in Krems der Verein „Kremser Literaturforum“ am 7. Oktober 2014 einen Wichner-Abend gestaltet. Ein Höhepunkt dabei war die Aufführung der zwei vertonten Wichner-Werke „Schlaraffen-Ausritt“ und „Die Wacht am Donaustrand“.

Von der Rheticus-Gesellschaft in Feldkirch ist für das „Frühjahr 2016“ eine weitere Wichner-Veranstaltung geplant. Vielleicht gelingt es bis dahin, auch noch die Noten für einige vertonte Vorarlberg-Gedichte (namentlich bekannt sind bisher „In Röthis“, „Mein Heimatland grüßt Österreich“ und „Mein Holderbaum“) aufzufinden (Wer kennt weitere?) und diese Werke wieder aufzuführen?

ANHANG

A 1: Verzeichnis der gelesenen Texte

A 2: Das Programm der „Wichner-Lesung“

A 3: Auszug aus dem Medienspiegel

A 4: Zu: „Vom Arlberg zum Bodensee“

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

LITERATURVERZEICHNIS

Auf der nächsten Seite sehen Sie eine Abbildung des „Schneckenhauses in der Mühlgasse“ in Bludenz, in dem Wichner nach dem Tod seiner Eltern noch einige Jahre wohnte.

Das Schneckenhaus in der Mühlgasse in Bludenz (um 1900).

A 1: Verzeichnis der gelesenen Texte

Thomas Gamon hat für die Lesung am 17. Juli 2014 in Bludenz die folgenden Texte ausgewählt und vorgetragen.

Aus „Im Schneckenhause“ (1985):

Abschn.	S.-S.	von Textstelle ... / ... bis Textstelle
1	59-60	Das hatte übrigens ... /... und Schöne widerklingt.
14	178-179	Und die Zeiten ... / ... Übermacht der Gegner.
	186-188	Wenn nun aber jemand ... / ... Baumes zu sorgen.
	189-191	So hatte auch heuer ... / ... Körperlein Platz hatte.
18	246-248	Und in derselben Zeit ... / ... sie völlig vergessen.
20	261-263	In jener Zeit hatte ... / ...ein bisschen zu jung.
	264-267	Der Buckel war ... / ... Schicksal klagen gehört.
21	276-277	Für mich rückte ... / ... getrost beginnen konnte.
	277-278	Mittag gabs ein Schöpplein ... Herz für mich hatten.

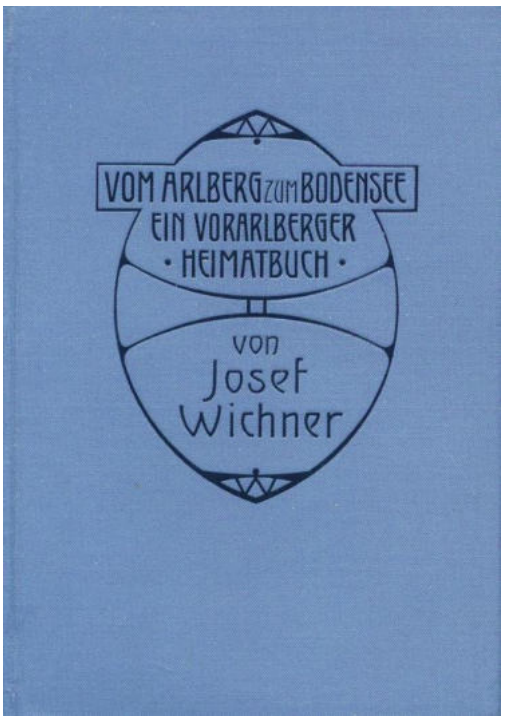
Aus „Im Studierstädtlein“ (1987):

Abschn.	S.-S.	von Textstelle ... / ... bis Textstelle
1	42-45	Zu all der Arbeit ... / ... mittleidig einstellten.
2	47-48	Gegen die Schlucht ... / ... dürfnissen mißbrauchen.
	51-52	Es herrschte damals ... / ... Rückschritte wurden.
	58-59	Ein armer Kupferschmied .../ ... verweigern würde.
3	69-69	Die süße Lotosfrucht ... / ... Fleiße zu erhalten.
	71-71	Es half aber ebensowenig ... / ... unterziehen hatte.
	74-76	Der Blick ward mir ... / ... zugewiesen wurde.

Die Wichner-Romane „Im Schneckenhause“ und „Im Studierstädtlein“, aber auch „An der Hochschule“, sind in der neuen Auflage des Franz-Michael-Felder-Vereins im Buchhandel noch erhältlich. Sie sind auch in vielen Bibliotheken und Büchereien entlehnbar.

Aus „Vom Arlberg zum Bodensee“ (1914/1920):

„Vom Arlberg zum Bodensee“ aus 1914 - prächtiger Leinen-einband.



In der folgenden Tabelle beziehen sich die Seitenangaben der ersten Spalte auf die erste Auflage (1914), die in der zweiten Spalte auf die zweite Auflage (1920).

S. (1914)	S. (1920)	Geschichte
169-178	271-282	Ein armer Esser.
239-242	377-381	Vom Sie zum Du.
254-257	398-403	Von den Spitznamen.

A 2: Das Programm der „Wichner-Lesung“

Informations-Folder (Carmen Reiter):

Donnerstag, 17. Juli 2014 im Eichamt Bludenz

19:00 Uhr: Musikalische Begrüßung durch das Duo „FLUTAR“

Eröffnung durch Herrn Mandi Katzenmayer, Bürgermeister der Stadt Bludenz

Überreichung der Wichner-Medaille an Thomas Gamon durch den Bürgermeister der Stadt Bludenz

Musikalische Einbegleitung

Thomas Gamon liest ausgewählte Texte von Josef Wichner aus den Werken:

- Im Schneckenhause
- Im Studierstädtlein
- Vom Arlberg zum Bodensee

mit mehreren musikalischen Darbietungen

Allfälliges, Ausblick

Musikalischer Abschiedsgruß

21:00 Uhr Ende der Veranstaltung

A 3: Auszug aus dem Medienspiegel

Ankündigung im „Bludenzer Anzeiger:

Josef Wichner feiert „Comeback"

Lesung mit Thomas Gamon im Bludenzer Eichamt: Do 17. Juli, 19 Uhr

Schon ein wenig in Vergessenheit geraten ist der Bludenzer Volksschriftsteller Josef Wichner. Die Wichnerstraße ist wohl nach ihm benannt – schade ist jedoch, dass sein Geburtshaus abgebrochen wurde und die Wichnerhauptschule „nur" noch Mittelschule heißt.

Josef Wichner wurde am 23. Oktober 1852 in Bludenz in ärmlichen Verhältnissen geboren. Er verlor früh seine Eltern und wurde von seinen Basen Eva und Senza aufgezogen. Die beiden Schwestern waren auch sehr arm und so musste das Haus in der Wichnerstraße verkauft werden. In der Schule erkannten die Lehrer schon bald sein Talent zum Schreiben. Der damalige Hilfspfarrer Kobald drängte darauf, Wichner studieren zu lassen. Das Gymnasium in Feldkirch absolvierte er mit Auszeichnung und er trat – es war der Wunsch seiner Ziehmutter Eva – in das Priesterseminar Brixen ein. Er merkte bald, dass er nicht für den geistlichen Beruf geschaffen war

Im Bludenzer Eichamt wird an den Volksschriftsteller Josef Wichner erinnert.

und schrieb sich an der Universität Innsbruck ein, wo er 1878 die Lehramtsprüfung ablegte und als Professor heimkehrte. Es waren schwere und entbehrungsreiche Studienjahre, die Wichner nun hinter sich hatte. Er bekam eine Stelle als Hilfslehrer im Gymnasium in Krems, wo er dreißig Jahre lang arbeitete. Krems wurde seine zweite Heimat, er heiratete Maria und trat 1908 in den Ruhestand.

Seine bekanntesten Werke sind „Im Schneckenhaus", „Im Studierstädtle" oder „Vom Arlberg bis zum Bodensee". Obwohl er mehr als vierzig als Jahre nicht in Bludenz gelebt hat, spricht er in seinen Werken immer wieder von der Liebe zu seiner Heimatstadt. 1922 wurde er zum Ehrenbürger ernannt. Auch in Krems wurde Wichner geehrt – anläßlich seines 70. Geburtstages wurde seine Tragödie „Zwang" in Krems uraufgeführt und auch in Krems gibt es einen „Wichnerplatz". Wichner starb am14. Juni 1923 in Krems.

Auf Initiative von Detlev Gamon – er ist gebürtiger Bludenzer und lebt jetzt in Niederösterreich – wird in einer Lesung am Donnerstag, 17. Juli, 19 Uhr, im Eichamt Bludenz nun wieder einmal an den Bludenzer Volksschriftsteller erinnert.

Der Nenzinger Gemeindearchivar Thomas Gamon wird Ausschnitte aus den Büchern „Im Schneckenhaus", „Im Studierstädtle" und „Vom Arlberg bis zu Bodensee" lesen. Diese Geschichten sind Momentaufnahmen vom Leben und den Menschen um 1900 in der Stadt Bludenz. FLUTAR - Gerhard Ganahl und Martin Vallaster – werden den musikalischen Part übernehmen. (red)

Ähnlich auch in „Bludenz aktuell", Nr. 153, S. 24.

Ankündigung des Geschichtsvereins Region Bludenz:

DO, 17. Juli 2014, 19 Uhr
Eichamt, Bludenz
„Vom Arlberg zum Bodensee"
Lesung mit Thomas Gamon aus dem Buch von Josef Wichner

In: Mitteilungen des Geschichtsvereins, Nr.2, 2014, S.14.

Berichte auf „Vorarlberg Online“

17.7.2014, Ankündigung: Vorarlberg Online (vol.at) hat die Lesung unter der Überschrift „Josef Wichner feiert ein Comeback“ in einem Beitrag, redigiert von Carmen Reiter, angekündigt. Besonders interessant ist das präsentierte Bild, eine Fotomontage:

21.7.2014, Bericht über Wichner-Lesung:

Alltagsgeschichten aus Bludenz um 1900. Im vollbesetzten Eichamt wurde das Comeback vom Bludenzer Schriftsteller Josef Wichner gefeiert. Die Stadt Bludenz hat mit einer Lesung von Thomas Gamon den schon ein wenig in Vergessenheit geratenen Literaten „wiederbelebt“.

In Bludenz gibt es zwar die Wichnerstraße, doch wurde das Geburtshaus Wichners abgebrochen, und die

Wichnerhauptschule heißt jetzt Mittelschule.

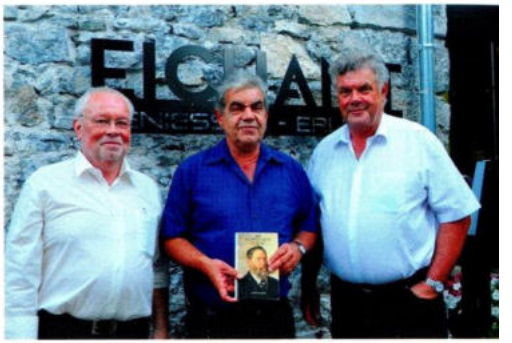
Der Nenzinger Gemeindearchivar und langjährige ORF-Stimme Thomas Gamon las aus Werken von Josef Wichner. Diese Geschichten waren Momentaufnahmen vom Leben und den Menschen um 1900 in der Stadt Bludenz. Geschichten aus seinen bekanntesten Werken „Im Schneckenhause“, „Im Studierstädtle“ oder „Vom Arlberg zum Bodensee“ erzählten etwa über die Fasnat in Bludenz, über eine „schwarzäugige Frau mit welscher Sitte“ über den Auszug aus Bludenz nach Feldkirch bis hin zu Kostgängen, Spitznamen und Höflichkeitsformen.
„Ich freue mich, wenn unsere Geschichte und vor allem große Bludenzerinnen und Bludenzer neu aufgearbeitet werden. Wir sind auf jeden Fall bemüht, der Mittelschule Bludenz wieder den Namen Josef Wichner zurückzugeben“, so Bürgermeister Mandi Katzenmayer.

Musikalisch umrahmt wurde der Abend von FLUTAR – Gerhard Ganahl und Martin Vallaster. Die Gäste waren begeistert von dieser besonderen Lesung. Detlev Gamon – ein Bludenzer, der jetzt in Niederösterreich lebt, hatte die Idee zu dieser Lesung. Gemeinsamkeiten verbinden – Wichner hat lange in Krems gelebt und ist Ehrenbürger sowohl in Bludenz als auch in Krems.

„Das wird nicht die letzte Aktion sein, es gibt schon eine Lesung in Krems und vielleicht wird die eine oder andere „Wichner-Geschichte“ ja bei der Langen Nacht der Museen, der Kulturnacht usw. gelesen“, so Katzenmayer weiter.

Carmen Reiter.

Eine Stimme für Josef Wichner



Ein wenig in Vergessenheit geraten ist der Bludenzer Volksschriftsteller Josef Wichner. Die Wichnerstraße ist wohl nach ihm benannt – schade ist jedoch, dass sein Geburtshaus abgerissen wurde und die Wichnerhauptschule „nur" noch Mittelschule heißt.

Josef Wichner wurde am 23. Oktober 1852 in Bludenz in ärmlichen Verhältnissen geboren. Er verlor früh seine Eltern und wurde von Verwandten aufgezogen. In der Schule erkannten die Lehrer schon bald sein Talent zum Schreiben. Der damalige Hilfspfarrer Kobald drängte darauf, Wichner studieren zu lassen. Das Gymnasium in Feldkirch absolvierte er mit Auszeichnung und er trat – es war der Wunsch seiner Ziehmutter Eva – in das Priesterseminar Brixen ein. Er merkte, dass er nicht für den geistlichen Beruf geschaffen war und schrieb sich an der Universität Innsbruck ein, wo er 1878 die Lehramtsprüfung ablegte und als Professor heimkehrte. Er bekam eine Stelle als Hilfslehrer im Gymnasium in Krems, wo er 30 Jahre lang arbeitete und lebte.

Seine bekanntesten Werke sind „Im Schneckenhaus", „Im Studierstädtle" oder „Vom Arlberg zum Bodensee". Obwohl er mehr als 40 Jahre nicht in Bludenz gelebt hat, spricht er in seinen Werken immer wieder von der Liebe zu seiner Heimatstadt. 1922 wurde er in Bludenz zum Ehrenbürger ernannt. Auch in Krems wurde Wichner geehrt – anlässlich seines 70. Geburtstages wurde seine Tragödie „Zwang" in Krems uraufgeführt

und auch in Krems gibt es eine „Wichnerstrasse". Wichner starb am 14. Juni 1923 in Krems.

Im vollbesetzten Eichamt wurde nun ein Comeback des Bludenzer Schriftsteller Josef Wichner gefeiert. Die Stadt Bludenz hat versucht, in einer Lesung von Thomas Gamon Josef Wichner „wieder zu beleben". Initiator dieses Auffrischungsversuches war Detlev Gamon – er ist gebürtiger Bludenzer und lebt jetzt in Hüttendorf in Niederösterreich.

Der Nenzinger Gemeindearchivar Thomas Gamon las aus Werken von Josef Wichner. Diese Geschichten waren Momentaufnahmen vom Leben und den Menschen um 1900 in der Stadt Bludenz. Geschichten aus seinen bekanntesten Werken „Im Schneckenhause", „Im Studierstädtle" oder „Vom Arlberg zum Bodensee" erzählten etwa über die Fasnat in Bludenz, über eine „schwarzäugige Frau mit welscher Sitte" über den Auszug aus Bludenz nach Feldkirch bis hin zu Kostgängen, Spitznamen und Höflichkeitsformen.

Carmen Reiter
Stadtarchiv Bludenz

In: Mitteilungen. Nr. 3, 2014, S. 12-13.

A 4: Zu: „Vom Arlberg zum Bodensee“

Die folgende Tabelle gibt die Werke in der Reihenfolge im Buch „Vom Arlberg zum Bodensee“ wieder. Die Seiten sind in den beiden Auflagen (1914 und 1920) unterschiedlich.

Aus meinem Leben.
Mein Heimatland grüßt Österreich (nur 1914).
Vom Arlberg zum Bodensee (nur 1920).
St. Fridolin.
St. Gerold.
Wie das Nibelungenlied entstand, verloren ging und wieder gefunden wurde.
Heinrich Findelkind.
Ehreguta.
Herzog Friedrich mit der leeren Tasche in Bludenz.
Die Schlacht bei Frastanz.
Tapfere Weiber.
Dem Volke die Ehre.
Das Fräulein von Rosenegg.
Scesa plana.
Der Peterstein. Eine Volkssage aus Vorarlberg.
Heimweh.
Das kalte Gespenst.
Wo die Dalaaser Magdalena ihre Seele hat.
Wie mich der Wohlwend-Toni aus der Liebe errettet hat.
Ein armer Esser.
Wie ich mit meinem Brüderlein Frieden schloß.

Eine unheimliche Nacht.
Der Schloßgeist auf Hohlenegg.
Spital-Evas Weihnachtsabend.
Eine Heldin der Arbeit und der Liebe.
Das Wunderland.
Inkognito.
Wie ich mich meiner Landsleute geschämt habe.
In Röthis.
Vom Sie zum Du.
Pfarrer Bischof, wo bist du?.
Von den Spitznamen.
Vom Zutrinken.
Der Roggen der armen Witwe.
Ich möcht' heim.
Eine lustige Prüfung.
Die Raggaler Kuh und der Brazer Bue.
Österreichs stärkste Festung.
Ein boshaftes Kalb.
Wie der Tierarzt von Brunnenfeld seine Buben studieren lehrte.
Fahret fort!
Zum ewigen Andenken.
Sonderbarer Widerhall.
Ein sparsamer Bursche.
Auch ein Trost.
Der Menschenfresser.
In der Bürserschlucht.

ABBILDUNGSVERZEICHNIS

Seite	Abbildung. Informationen.
4	Josef Wichner um 1898. Abbildung aus einer Wichner-Postkarte, Detlev Gamon, 2014.
5	Mandi Katzenmayer. Foto: Josef Katzenmayer.
7	Werner Hämmerle. Foto: Werner Hämmerle. Werner Schwarz. Foto: Werner Schwarz.
8	Detlev Gamon, Thomas Gamon und Mandi Katzenmayer. Foto: Carmen Reiter, 17.07.2014.
9	Wichner-Medaillen. Ausführung in Silber. Foto: Detlev Gamon, 2014.
10	Besucher bei der Lesung. Fotos: Carmen Reiter, 17.07.2014.
11	Thomas Gamon und Mandi Katzenmayer. Foto: Carmen Reiter, 17.07.2014.
12	Bludenz um 1900. Abbildung aus Josef Wichners Roman „Im Schneckenhause“, 4. Auflage. 1905.
13	Gerhard Ganahl, Martin Vallaster und Thomas Gamon. Foto: Carmen Reiter, 17.7.2014.
15	Carmen Reiter. Foto: Carmen Reiter.
17	Wichners Geburtshaus um 1920. Abbildung aus Wichners Roman „Im Schneckenhause“. 6. Auflage, 1920, S. 32 f.
18	Wichner-Hauptschule in Bludenz um 1953. Aus der Festschrift zur Einweihung (...) Oktober 1953.
20	Die Titelseiten der von 1985 bis 1993 erschienen Neuauflagen der drei autobiographischen Wichner-

Romane. Fotos und Montage: Detlev Gamon, 2014.

27 Der Funkensonntag. Abbildung aus: Vorarlberger Volkskalender 1954, S. 85.

33 Eva Vaplon. Abbildung aus Josef Wichners Roman „Im Schneckenhause“, 4. Auflage. 1905.

43 Senza Vaplon. Abbildung aus: WICHNER, Josef: Im Schneckenhause, 1905.

55 Josef Wichner, 1872, nach der Matura. Abbildung aus Josef Wichners Roman „Im Studierstädtlein“. 4. Auflage. 1913. S. 308 f.

57 Innendeckblatt. Aus Josef Wichners Heimatbuch „Vom Arlberg zum Bodensee“. 1914.

58 Josef Wichner (1914). Abbildung aus Josef Wichners Heimatbuch „Vom Arlberg zum Bodensee“. 1920. S. 2.

59 Das Studierstädtlein Feldkirch. Abbildung aus Josef Wichners Roman „Im Studierstädtlein“. 4. Auflage. 1913. S. I.

76 Gedenktafel am Ehrengrab in Krems an der Donau. Foto: Detlev Gamon, 2014.

77 Gedenktafel vom Geburtshaus Wichners. Foto: Detlev Gamon, 2014.

80 Das Schneckenhaus in der Mühlgasse in Bludenz (um 1900). Abbildung aus Josef Wichners Roman „Im Schneckenhause“. 6. Auflage, 1920, S. 348 f.

82 „Vom Arlberg zum Bodensee“ aus 1914 - prächtiger Leineneinband. Privatbesitz.

LITERATURVERZEICHNIS

BLUDENZER ANZEIGER (Wochenzeitung): Josef Wichner feiert „Comeback“. 130. Jahrgang, KW 28, Freitag, 11. Juli 2014, S. 12.

FRANZ-MICHAEL-FELDER-VEREIN (Hrsg.): Josef Wichner. Ausgewählte Werke, Band 1. Im Schneckenhause. Ein Volksroman. Bregenz, Lingenhöle, 1985.

FRANZ-MICHAEL-FELDER-VEREIN (Hrsg.): Josef Wichner. Ausgewählte Werke, Band 2. Im Studierstädtlein. Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben. Bregenz, Lingenhöle, 1987.

FRANZ-MICHAEL-FELDER-VEREIN (Hrsg.): Josef Wichner. Ausgewählte Werke, Band 3. An der Hochschule. Erinnerungen und Bekenntnisse. Bregenz, Lingenhöle, 1987.

GESCHICHTSVEREIN REGION BLUDENZ: Mitteilungen Nr. 2, Mai 2014 und Nr. 3, September 2014. Internes Mitteilungsblatt des Geschichtsvereins Bludenz.

http://www.felderverein.at/buecher.php

http://www.kremser-literaturforum.at/

http://www.vol.at/bludenz/josef-wichner-feiert-ein-comeback/4028686

http://www.vol.at/wichner-lesung-alltagsgeschichten-aus-bludenz-um-1900/4031793

http://www.bludenz.at/uploads/media/Bludenz_Aktuell_*Nr*_153.pdf

http://www.vol.at/gemeinde/wichner-lesung-alltagsgeschichten-aus-bludenz-um-1900/4031793

http://www2.bludenz.at/geschichtsverein/testCdo/content/mitteilungsblaetter/2014/2.pdf?file=pdf

o. A. (REITER, Carmen): Josef Wichner feiert ein Comeback. Ein vergessener Bludenzer Literat - Lesung im Eichamt. In: Bludenz aktuell, Nr. 154, 7/2014. S. 24.

o. A. (REITER, Carmen, red.): Josef Wichner feiert „Comeback“. Lesung mit Thomas Gamon im Bludenzer Eichamt. In: Bludenzer Anzeiger, Freitag, 11. Juli 2014. S. 12. [Ankündigung der Lesung].

o. A. (Stadtgemeinde Bludenz): Festschrift zur Einweihung und Übergabe der Wichner Hauptschule in Bludenz. Bludenz, Oktober 1953.

STADTGEMEINDE BLUDENZ: Bludenz aktuell. Rathausinformationen, amtliche Mitteilungen. Erscheint mehrmals pro Jahr.

WICHNER, Josef: Im Schneckenhause. Ein Volksroman. Wien, Kirsch, 1905.

WICHNER, Josef: Im Studierstädtlein. Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben. Wien, Heinrich Kirsch, 1913. 4. Auflage,

WICHNER, Josef: Vom Arlberg zum Bodensee. Ein Vorarlberger Heimatbuch. Schriften des Franz Michael Felder-Vereines in Bregenz. Fünfter Band. 1. Auflage. Wien, Heinrich Kirsch, 1914.

WICHNER, Josef: Vom Arlberg zum Bodensee. Ein Vorarlberger Heimatbuch. Ausgewählte Erzählungen von Josef Wichner. 2. Auflage. Regensburg - Wien, Josef Habbel, o. J. (1920).

Am 17. Juli 2014 fand zu Ehren des Volksschriftstellers Josef Wichner in seiner Geburtsstadt Bludenz eine Lesung statt.

Diese Dokumentation soll beitragen, das ehrende Andenken an den Dichter und seine Werke zu wahren.

Detlev Gamon